



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 967,004

JOHANN GEORG HAMANN

IN SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE

STURM- UND DRANGPERIODE.

VON

JACOB MINOR

PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT WIE

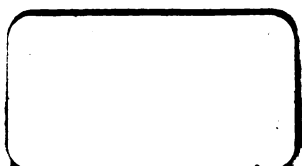
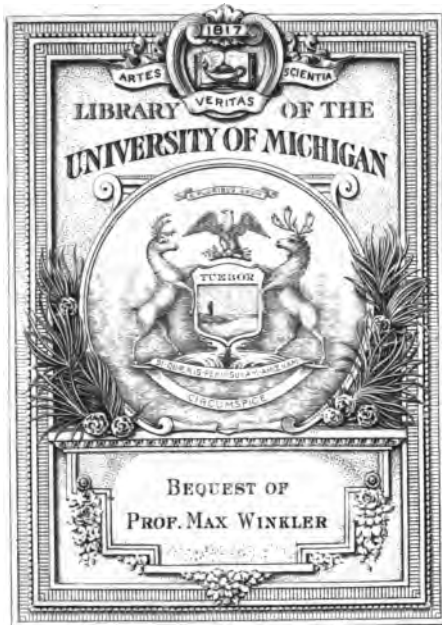


FRANKFURT A/M.

„LITERARISCHE ANSTALT“

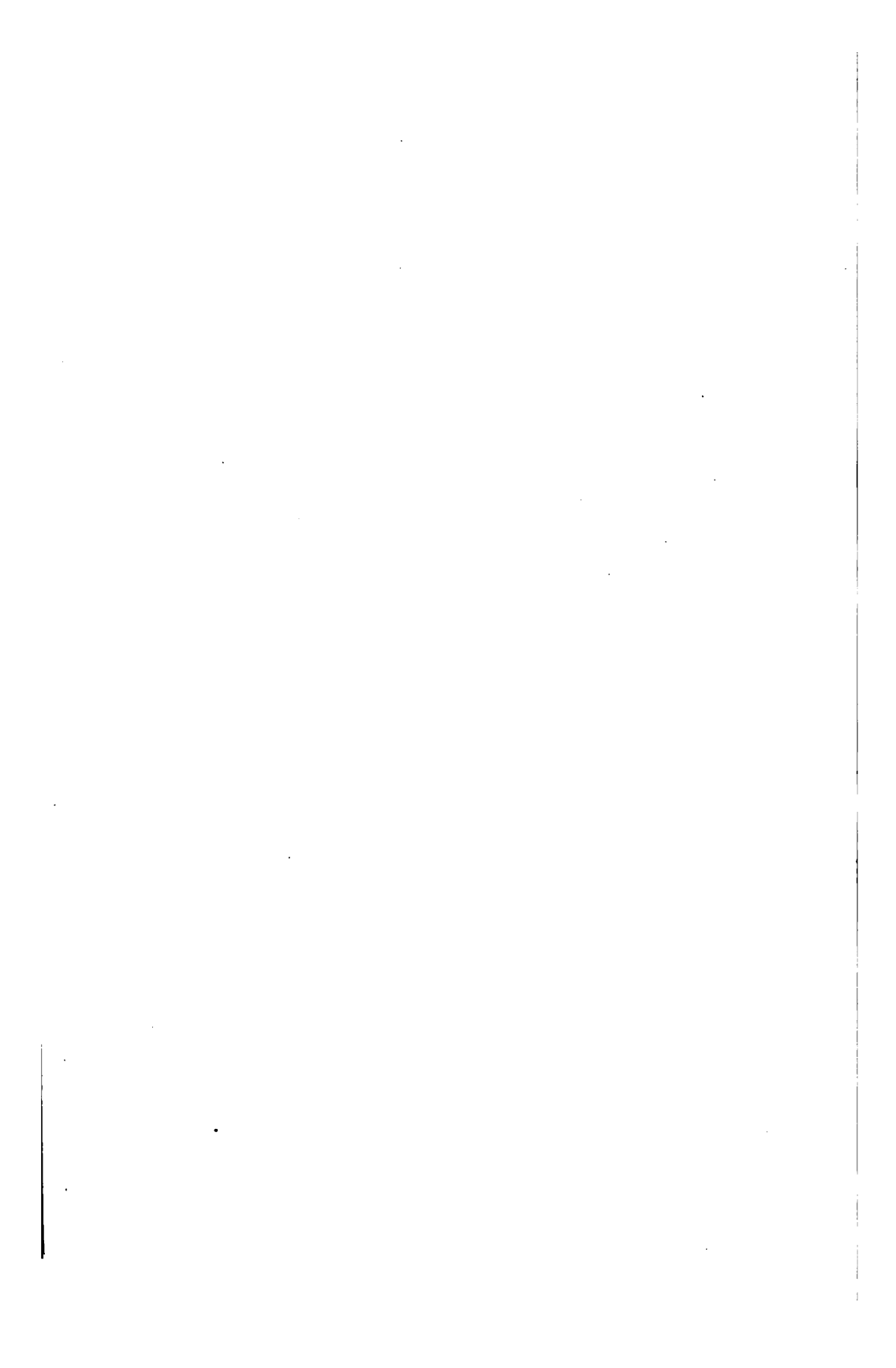
RITTEN & LOENING.

1881.



838
H20
M67

Max Wickler



JOHANN GEORG HAMANN

IN SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE

STURM- UND DRANGPERIODE.

VON

JACOB MINOR

PRIVATDOCENT AN DER UNIVERSITÄT WIEN.



FRANKFURT A/M.

LITERARISCHE ANSTALT

RÜTTEN & LOENING.

1881.

Richardson August Bennett, Franklin 1861



Winkler Bequest
1-8-31



Der Mann, dem die folgenden Blätter gelten, war kein Held des klaren, philosophisch bestimmten Gedankens, aber stark in der Ahnung. Er hat auch die Stellung, welche ihm die Literaturgeschichte heute anweist, voraus geahnt: »Wenn mich die Eitelkeit ein Muster zu werden anfechten sollte, so würde ich der erste sein, darüber zu lachen. Von der Schuldigkeit ein Original zu sein, soll mich nichts abschrecken. Ein Original schreckt Nachahmer ab und bringt Muster hervor.«

Hamann war ein Original und er hat Muster hervorgebracht. In ihm tritt uns eine jener wunderlichen Persönlichkeiten entgegen, welche weder der Mitwelt noch der Geschichte ganz verständlich geworden sind. Sich selbst und seinen Freunden ist Hamann eigentlich zeitlebens ein Geheimnis geblieben. Seine Nachahmer und Bewunderer, die Muster, die er sich rühmen durfte hervorgebracht zu haben, mussten bekennen, ihn mehr zu ahnen als zu verstehen. Er selbst nennt sich in hypochondrischer Anwendung eine Mischung von Helden und Mönch, Märtyrer und Schmarotzer; und so gut er keines von diesen allen ganz war, so hatte er doch von jedem derselben etwas an sich. Sein alter Freund Berens erklärt ihn im Zorn für ein Mischmasch von grossem Geiste und elendem Tropfe; und er war wirklich keines von beiden. Den

Größen seiner Zeit, den Lavater, Herder, Jakobi, Goethe gilt er als Prophet bisher ungeahnter Wahrheiten. Goethe wurde noch in unserem Jahrhunderte durch seine Selbstbiographie auf Hamann und seine Schriften, welche er sorgfältig gesammelt hatte, wieder aufmerksam gemacht. Er sucht den Einfluss, den Hamanns Ideen auf Herder und seine eigene Jugend gehabt hatten, klar zu legen; er denkt sogar an eine neue Ausgabe von Hamanns Schriften. Hamann erschien Goethen als das, wofür er sich selber hielt: als der Mann der Zukunft, als Vorahner des Guten und Rechten, das einst kommen solle oder sollte. So wird er noch in der italienischen Reise als Aelervater des deutschen Volks neben Vico gestellt: er werde den Deutschen einst ein ähnlicher Codex werden, wie es Vico den Italienern bereits sei.

Hamann hat Muster hervorgebracht: seine literaturgeschichtliche Bedeutung liegt in seiner Schule. Schon im vorigen Jahrhunderte, wenige Jahre nach seinem Auftreten, wurde Hamann als »Chef einer Sekte« bezeichnet, welche wir heute die Stürmer und Dränger nennen. Christian Heinrich Schmid in seinen »kritischen Nachrichten vom Zustande des deutschen Parnasses« (Merkur 1774, October) weiss die Gruppe dieser Schriftsteller bereits vollständig zu organisiren: Hamann und Herder sind die Oberhäupter; Klopstock nähert sich in seinen neueren Schriften den Hamannianern durch das allzugedrängte und zugespitzte seiner Schreibart, und ihm folgen die Stolberge und Claudius; Goethe steht mit jener Sekte durch Sympathie und Aehnlichkeit der Gesinnungen in Verbindung, und Lenz ist sein Nachfolger; auch Gerstenberg, Bode und der Verfasser des Buches »über die Ehe« (Hippel) gehören hieher.

Heute stellt uns Hamann weniger das Haupt als den Vater der Sturm- und Drangperiode vor. Er ist das

Ferment, welches die zähgewordene Masse unserer Literatur wieder in Gährung gesetzt hat; welches aber auch als wahrer Sauerteig in dieser Gährung aufgegangen ist und nur in seinen Wirkungen fortlebt.

Es wird kaum einen zweiten Schriftsteller geben, bei welchem Leben und Schriften in so enger Wechselwirkung stehen als bei Hamann. Auch hier verräth sich bereits der Geist des Sturmes und Dranges. Sein Leben ist fast noch wunderlicher als seine Schriften. Ein Jahr nach Lessing, am 27. August 1730 in Königsberg geboren, ist Hamann so wenig als Herder ein Ostpreusse von reinem Blute. Seine Mutter stammte aus Lübeck; sein Vater, der altstädtische Bader in Königsberg, aus der Lausitz. Einer seiner Vorfahren von väterlicher Seite hatte sich, als Schlesiens und die Lausitz noch das gepriesene Land der Dichter waren, als Fortsetzer der asiatischen Banise bekannt gemacht. Uebrigens aber hat Hamann von seinen Eltern weder die Anlage zum Original noch zum Schriftsteller geerbt. Die strenge Rechtlichkeit des Vaters, die stille häusliche Frömmigkeit der Mutter: kurz, die typischen Züge des deutschen Elternpaares haben in ihrer Vereinigung auch hier eine höhere Wirkung hervorgebracht. Leider dass zu den glücklichen Einflüssen seiner Jugend nicht auch ein gediegener Unterricht kam. Hamann hat diesen Mangel zeitlebens schwer empfunden und den allgemeinen Grundfehler seines Wesens, die Unordnung, darauf zurückgeführt. Seinen ersten Unterricht erhielt er von Privatlehrern. Bei dem ersten lernte er Latein ohne Grammatik; bei dem zweiten wurden die meisten griechischen und lateinischen Schriftsteller ohne Verständnis des Sinnes und der Sprache durchgepeitscht; der dritte, der ihm religiösen Unterricht erteilte, verwies nach Hamanns späterem Urtheile nicht kräftig genug auf die Bibel. So wurde immer mehr und mehr, ohne Wahl, ohne Untersuchung und Ueber-

legung auf einander geschüttet, und diese Seuche verbreitete sich endlich über alle seine Handlungen. Während er in dem einen Gegenstande sich weiter befand als es nöthig war, blieb er in nöthigerem ganz zurück. Besonders in Geschichte und Geographie, sowie in der Stilistik fand er sich vernachlässigt. Niemals hat er es zur Leichtigkeit der Darstellung gebracht; zeitlebens hat es ihm Mühe gekostet seine Gedanken mündlich oder schriftlich zu sammeln, und bis an sein Ende fühlte er sich an die ersten Mängel seiner Erziehung gemahnt. Was half es, dass er später in der öffentlichen Schule die bisher versäumten Gegenstände nachzuholen trachtete? Der Sinn für Ordnung war nicht mehr in ihm zu erwecken. Auch nachdem er (Ostern 1746) die Universität seiner Vaterstadt zu frequentiren begann, konnte er sich zu keinem bestimmten Studium entschliessen. Vor jedem Stande, auch vor dem eines Schriftstellers, hat er zeitlebens eine Scheu gehabt, und auch in seinen häuslichen Verhältnissen waren ihm unsichere Verhältnisse angemessener als klare und bestimmte. Es erinnert bereits an die vielseitige Thätigkeit der späteren Genies, wenn Hamann an einen Freund schreibt: »Meine Bestimmung ist weder zu einem Kauf-, Staats- noch Weltmanne; ich bin nichts und kann zur Noth allerlei sein.« Nur dass es bei ihm nicht Originalitätssucht, sondern wirklich Originalität war: ein Bedürfniss, vielmehr eine Schranke seiner Natur. Die gefeierten Grössen in Kunst und Wissenschaft, welche zur Zeit von Hamanns Jugend obenan standen, die Gellert, Rabener und Weisse, führten ihren Amtstitel prunkend im Schilde; Hamanns Ehrgeiz, wenn er einen solchen überhaupt besass, ging nach einer andern Seite. Zwar begann er anfangs mit dem Studium der Theologie. Aber gar bald fand er in einer schweren Zunge, einem schwachen Gedächtnisse und vielen andern Heuchelhindernissen einen Vorwand, sich von allen ernstern Wissen-

schaften abzuwenden und sich den sogenannten schönen und zierlichen Wissenschaften, den Alterthümern und der Kritik zu widmen. Auch hier fehlte es ihm an der Lust oder dem Muthe sich standesmässig zu bekennen; er erklärte sich, weil seine Eltern mit der Schöngeisterei nicht zufrieden waren, zum Scheine für die Rechtsgelehrsamkeit. Auch jetzt betrachtete er die schönen Wissenschaften nicht als Brodstudium. Ein solches war und blieb ihm vielmehr verhasst; er wollte nur nach Neigung, zum Zeitvertreib und aus Liebe zu den Wissenschaften studiren; er wollte lieber ein Märtyrer denn ein Tagelöhner der Musen werden. Solche planlose Studien machten seinen Vater noch ungeduldiger; er verlangte endlich etwas von den Früchten der Erziehung zu sehen, welche er seinem Sohne mit so vielen Opfern hatte angedeihen lassen. In Hamann aber regt sich, wie später in dem jungen Herder, der lebhaftes Trieb zu reisen, sich in der Welt und im Umgang mit Menschen bemerkbar zu machen und zu bilden. Um sich selbst führen zu lernen, lässt er sich andere zu führen gebrauchen, und nimmt gegen den Willen seiner Eltern eine Hofmeisterstelle in Lievland an. Unbewusst wie auch in andern Fällen führt ihn hier seine Natur auf den richtigen Weg. Leiter und Führer junger Talente zu werden, war seine Aufgabe.

Aber sein erstes Debut im Leben und in der Gesellschaft fiel ungeschickt aus. Schüchternheit und Eitelkeit schadeten ihm auf gleiche Weise. Einen Hang zur Mystifikation hat Hamann als Mensch und Schriftsteller immer beibehalten; und schon hier bei seinem Eintritt in's Leben suchte er aus seinem Charakter ein Geheimnis zu machen. Nach einigen guten Eigenschaften, die man an ihm kennen lernte, schrieb man ihm andere zu, die es nicht waren, und wusste im übrigen nicht, was man aus ihm machen sollte. »Meine ungesellige oder wunderliche Lebensart,

die theils Schein, theils falsche Klugheit, theils eine Folge einer inneren Unruhe war, an der ich sehr lange in meinem Leben siech gewesen: eine Unzufriedenheit und Unvermögenheit mich selbst zu ertragen, eine Eitelkeit sich selbige zum Räthsel zu machen, verdarben viel und machten mich anstössig.« Noch mehr aber verdarb Hamanns hartnäckiger unbeugsamer Sinn, der sich niemals in die Verhältnisse und in die Denkungsart anderer zu finden wusste. Sein Zögling war ein Muttersöhnchen, und man hatte nicht verfehlt, Hamann darauf aufmerksam zu machen, dass die Mutter ihren Sohn weniger streng erzogen als geschont wissen wollte. Hamann aber lässt sich dadurch nicht abhalten auch bei der Mutter den Mentor zu spielen und ihr über diesen Punkt in zwei Briefen den Kopf wenig zurechtzusetzen. Nach einem halben Jahre hat er denn auch seine Entlassung. Nicht viel zufriedener fühlt er sich in einer zweiten Hofmeisterstelle in Kurland, wo ihm zunehmende Hypochondrie bereits das Leben verbittert. Ohne Frohsinn und beständig von Selbstquälereien gepeinigt, kehrt er nach Riga in den Kreis von Freunden wie Berens und Lindner zurück. »Mein Gehirn sah einen Nebel von Begriffen um sich, die es nicht unterscheiden konnte; mein Herz fühlte Bewegungen, die es nicht zu erklären wusste; nichts als Misstrauen gegen mich selbst und andere; nichts als Qual, wie ich mich ihnen nähern oder entdecken sollte.« Er klagt, dass es ihm niemals möglich gewesen sei, sich, was er sei und sein könne, zu entdecken. Und räthselhaft in der That ist Hamanns bisheriges Leben auch dem Forscher. Ueberall ist ein reges Streben sichtbar, aber nirgends ein Ziel; überall eine Fülle von Gedanken, aber es fehlt ihnen die Richtung; viel Kraft, aber ohne eigentlichen Zweck. Dunkel (so scheint es) schwebt ihm mitunter seine eigentliche Aufgabe vor: der Erzieher und Vorarbeiter anderer zu werden. Einen Samen in junge Ge-

müther zu säen, scheint ihm die würdigste Aufgabe. Durch Kinder (meinte er später) solle man auf alle Stände, auf die Familien, auf die Nachkommen zu wirken trachten; ja selbst nicht verschmähen den Jesuiten in diesem Punkte ihre Kunstgriffe abzulernen. Die Bildung anderer wird Zweck und Absicht seiner eigenen Bildung. Seine Aufgabe sei zu arbeiten, nützlich zu sein, sich selbst zu unterrichten, sich selbst zu bessern; und wenn er hierin weiter und weit genug gekommen sei, dann werde es ihm auch an Gelegenheit nicht fehlen mit seinem Fortgang anderen zu dienen. Eine schöne Uneigennützigkeit und Unabsichtlichkeit des Wirkens gehört unter die Lichtseiten Hamanns. Der einzige Beruf, der ächt ist, heisst: nicht umsonst gelebt. »Eine Lilie im Thal und den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften wird immer der Stolz sein, der im Grunde des Herzens und in dem innern Menschen am meisten glühen soll.« Den göttlich schönen Pflichten der Dunkelheit und Freundschaft, welche Gellert besungen hatte, will er seine Tage weihen und ihnen die Zufünftmässigkeit seines Namens gerne zum Opfer bringen.

Mit solchen Gedanken war es allerdings das Beste, in seine Erzieherstelle nach Kurland zurückzukehren (December 1755).

Aber ganz andere Kenntnisse und Ideen waren es nun, welche er im Geiste seiner Zöglinge niederzulegen suchte, welche ihm am meisten der Mittheilung werth zu sein schienen. Durch Berens war Hamann in einen neuen Ideenkreis geführt worden. Sein Freund, Chef eines grossen Handlungshauses, war eben aus Paris zurückgekehrt, wo er sich eifrig dem Studium der aufblühenden politischen und Handlungswissenschaften gewidmet hatte. Auch Hamanns Geist hatte, wie wir gesehen haben, seine praktische Seite; es trieb ihn seine Kenntnisse lieber praktisch als theoretisch zu verwerthen. Auch er glaubte erfahren zu haben, wie eitel

den Menschen die Schule und wie klug ihn die Erfahrung mache. Eine Periode der Sehnsucht nach praktischer Thätigkeit stellt sich bei Hamann wie später bei Herder ein; bei Hamann wie bei Herder mehr durch die Abneigung gegen die Speculation, also durch Contrastwirkung hervorgerufen, als einem Bedürfnisse ihrer Natur entsprechend. So will sich Hamann dem nützlichen Geschmacke der Zeit bequemen, Handels- und ökonomische und politische Dinge treiben, die ihm auch wegen der Neuheit und wegen ihres praktischen Einflusses auf das menschliche Leben gefielen. Aber auch ein persönliches Motiv kam hinzu: die Persönlichkeit seines praktisch gebildeten, weltmännisch erfahrenen Freundes Berens imponirte ihm und machte ihm den Beruf eines Kaufmannes werth. Aus dieser Zeit und Stimmung ist Hamanns Erstlingsschrift hervorgegangen: er übersetzte Dageuils »*Anmerkungen über die Vortheile und Nachteile von Frankreich und Grossbritannien in Ansehung des Handels*« u. s. w. und fügte eine »*Beilage*« hinzu, welche seine in dem Verkehre mit Berens entwickelten Ideen über den Handel enthält. Durch den aufblühenden Handelsgeist soll der Geist des gemeinen Besten bei uns wiederhergestellt, durch ihn sollen die bürgerlichen Tugenden aus ihrer Asche zu ihrem ursprünglichen Glanze erhoben werden; ja eine Aufhebung der Ungleichheit der Stände sei mit der Zeit durch ihn vorauszusehen. Es liegt viel Ironie darin, wenn Hamann das Bild einer Kaufmannsfamilie nach seinen idealen Grundsätzen entwirft (wobei die Familie seines Freundes in's Schöne gemalt wird) und sie mit diesen Grundsätzen, freilich triumphirend, zu Grunde gehen lässt. Denn auch Hamanns Kaufmannschaft nahm ja bald ein ähnliches Ende mit wenig ehrenvollem sittlichen und pekuniären Bankerott. Schon in dieser Erstlingsschrift spricht sich Hamanns volle Persönlichkeit, mit allem was ihn damals bewegte, deutlich aus: sein Freundschaftsenthusiasmus, der

aus dem Bedürfnisse auf andere zu wirken entsprang; seine hohe Meinung von dem Berufe des Erziehers; sein hypochondrischer und misanthropischer Hang. Er, welcher die Menschen von zwei Erzieherposten aus betrachtet hat, redet sich ein das Getriebe der Thoren und Bösewichter zu durchschauen, er hat das Vertrauen auf wahres Verdienst verloren: »Missbräuche anstatt Sitten — Vorurtheile anstatt Grundsätze — dies sind die Windeln und Ammen, in denen wir den Ursprung unserer schwachen und siechen Natur suchen müssen.« Weil er selbst zu Amt und Würden keine Berufung hat, kehrt er den Stachel gegen die anderen: »Der Endzweck eines jährlichen Auskommens und eines gemächlichen Lebens; die Eifersucht in einem Gepränge von Kleinigkeiten sich einander nachzuäffen oder zu übertreffen — hierin besteht das Monopol, das jeder mit seinem Stande treibt«. . . »Man kann mit Wahrheit von den Ehrenstellen und Gütern sagen, dass, um beide zu verachten, man diejenigen nur ansehen dürfe, die solche besitzen.«

Wenn wir in dieser Schrift Anklänge an Rousseau ziemlich deutlich zu vernehmen glauben, so muss doch hier schon gesagt werden, dass Hamann sich nirgends an den Genfer Philosophen anschliesst. Er ist kein Verehrer Rousseau's; er sieht nicht zu ihm hinauf, sondern sieht ihm kritisch auf die Finger. Zwar vertheidigt er Rousseau's neue Heloise gegen die Literaturbriefe; aber er setzt ausdrücklich hinzu, dass es ihm nicht darum zu thun gewesen sei Rousseau zu vertheidigen, sondern die Schwäche der Mendelssohn'schen Kritik mit Anstand und Stärke aufzudecken. Rousseau's *contrat social* nennt er einmal ein Gewebe von Sophistereien wie das Netz Vulkans; und wenn er auch seine weiteren Schriften immer mit Neugierde liest, so ist ihm doch nach eigenem Bekenntnisse der Vielschreiber Retif de la Bretonne immer mehr gewesen als

Jean Jacques. Meinungsänderungen sind sonst eben nicht Hamanns Sache; dazu war er seiner selbst zu gewiss und in seiner Eigenart und Eigenmeinung zu beschränkt. Aber in Bezug auf Rousseau scheint er allerdings eine Schwenkung gemacht zu haben. In den »Gedanken über seinen Lebenslauf«, einer seiner ersten Schriften (1758), heisst es ganz im Sinne und Geiste des Genfers: »Die Vollkommenheit der Welt scheint in der Entfernung von der Natur zu bestehen. Wie unnatürlich haben uns Moden und Gewohnheiten gemacht, und wie schwer fällt uns in unsern Zeiten zur Einfalt und Unschuld der alten Sitten zurückzukehren.« Dagegen in »Golgatha und Scheblimini«, seinem schriftstellerischen Testamente, sagt er sich von der Ueberzeugung derer, welche an einen Stand der Natur vor der Bildung der Gesellschaft glauben, gänzlich los.

Noch in demselben Jahre (1756) sollte Hamann Gelegenheit haben seine handelspolitischen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Im Auftrage des Berens'schen Hauses führte ihn eine wichtige merkantile Mission nach London. Aber sogleich als er aus der Studirstube ins Leben hinaustritt, fühlt er sich unsicher und zaghaft. Schon auf der Reise dämmert der Gedanke in ihm auf, wie ungeschickt es gewesen sei so mit einem Male aus der Studirzelle in Geschäfte zu springen, welche Geläufigkeit, Ausübung und Anführung oder vielmehr Handleitung fordern. Immer mehr stellt sich die Reue über den gewagten Schritt ein. Gleich dem Flüchtling eines bösen Gewissens eilt er von Ort zu Ort, ohne irgendwo Ruhe zu finden. Er weiss nirgends ob er nach Handel oder Wissenschaft fragen solle; er versteht sich nirgends Freunde nach einem Stande zu machen, weil er keinem Stande angehört; er glaubt, dass sich Jedermann vor ihm scheue, und scheut selbst jeden. Noch schlimmer ergeht es ihm in der Kaufmannstadt London. Hier las er die Verwunderung über die Person, welcher man so wichtige

kaufmännische Geschäfte aufgetragen hatte, in allen Gesichtern. Man nahm ihm schliesslich alle Hoffnung seine Pläne durchzusetzen. Er musste erfahren, dass er zum Kaufmannsstande nicht nur keinen Beruf, sondern auch keine Anlage habe. Um sich der Verzweiflung zu erwehren und sich selbst zu vergessen, stürzte er sich in leere, nicht unsittliche Zerstreuungen. Hatte ihn Mangel an Menschenkenntnis schon auf der Reise kleinen Prellereien ausgesetzt, so gerieth er hier in der Grossstadt in die Gesellschaft eines lasterhaften jungen Mannes, in dessen Hause er durch Ausgelassenheit und Unmässigkeit seine innere Unruhe zu übertäuben suchte. Noch zur rechten Zeit, ehe er selbst in das Laster gefallen war, wurden ihm über diesen Umgang die Augen geöffnet. Nachdem er das Geld seines Freundes durchgebracht hatte und nichts als in Lievland und Kurland hinterlassene Schulden besass, fand er sich in tiefer Selbstzerknirschung wieder. In solcher Stimmung bewirkte eine zweite Lektüre der Bibel (13. März bis 21. April 1758) eine völlige Umwandlung in ihm. Nach Beendigung derselben setzt er sich noch an demselben Tage hin und schreibt die *»Gedanken über meinen Lebenslauf«*. Er, welcher bisher allerdings manchen Grund hatte mit sich unzufrieden zu sein, aber doch weiter nichts verbrochen hatte, als dass er in Kurland seinen Hofmeisterposten im Stiche gelassen, in Lievland Schulden gemacht und in England das Geld seiner Freunde verzecht hatte, stellt hier sein ganzes bisheriges Leben als eine fortlaufende Kette von Versuchungen des Fleisches und des Blutes, der Welt und des Satans, voll falscher Hoffnungen und Eingebungen der Eitelkeit hin. Er habe seine natürlichen Kräfte verstümmelt und verdorben; alles Gute, was Gott ihm verliehen, gemissbraucht, verscherzt, verschmäht. Er habe Gott nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen angerufen. Er wirft sich vor, dass er auf der Reise den Gründonnerstag nicht in richtigem Sinne geheiligt

habe. Und da es ihm selber nicht geglückt ist in seinem Innern Ordnung zu schaffen, so benutzt er die göttliche Zuchtruthe als Kehrbesen, um alle bösen Wünsche und Neigungen mit einem Male hinauszukehren. Seine Sünden sind ihm jetzt von unendlich mehr Wichtigkeit und Folgen als seine zeitlichen Schulden; die letzteren betrachtet er naiv genug bereits als Gottes Schulden, welche dieser nach seiner Weisheit abzurechnen wissen werde, während nicht der Gewinn der ganzen Welt seine ewigen Sünden würde bezahlen können. Die Entwöhnung von »bösen Gewohnheiten«, wie von dem harmlosen Tabakschnauben (das Hamann später wieder aufgenommen hat) und dem späten Aufstehn, wird nunmehr bereits auf Rechnung einer inneren Heiligung gesetzt; und wenn er vor einem Pfahle zur Erde fällt, an dem er sich hätte den Kopf zerschlagen oder den Arm verstauchen können, und unversehrt wieder aufsteht, so ist das ein sichtbares Wunder der gnädigen Vorsehung.

Hamann kehrt nach Riga zurück und lebt in Berens' Hause, wieder in einer Stellung, von der man nicht weiss, ob sie ein Erzieherposten oder ein Comtoirdienstplatz ist; wahrscheinlich beides und keines von beiden. Auch nach seiner Heiligung, und nun erst recht wurde Hamann von der Hypochondrie gequält und gepeinigt. Aber nur um so inniger schloss er sich an das Christenthum an, das er denn auch seinem weltklugen Freunde bis zum Ueberdruss gepredigt zu haben scheint. Ein etwas weinerlicher Optimismus spricht hin und wieder aus ihm: »Das Böse auf der Welt, das mir sonst ein Aergernis war, ist jetzt in meinen Augen ein Meisterstück der göttlichen Weisheit und der Befehl des Erlösers: widersteht dem Bösen nicht! — ein Kleinod der göttlichen und christlichen Sittenlehre« . . . »Ein Menschenfeind (als solchen hatte sich Hamann in der »Beilage« noch gerechtfertigt) und Freund dieser Welt ist beides ein Feind Gottes«.

Anfangs 1759 kehrte Hamann als Pfleger seines erkrankten Vaters nach Königsberg zurück. Die folgenden vier Jahre sind die wichtigsten in seinem Leben. In der Musse dieser Periode lernte er erst studiren; von der damaligen Ernte konnte er lange hinaus leben. In dieser Zeit sind die Schriften der ersten Periode entstanden, welche Hamann zum Vater der Sturm- und Drangperiode gemacht haben. In diesen Jahren zumeist hat Hamann seinen Einfluss auf jüngere Freunde geltend gemacht. Mit seinem halb blödsinnigen Bruder in Riga, mit dem älteren Lindner (Rektor an der Domschule in Riga), mit dem Magister Lindner in Kurland (seinem Nachfolger in der dortigen Hofmeisterstelle), mit seinen ehemaligen Zöglingen in Kurland unterhält et einen beständigen Briefwechsel. In allen seinen Briefen ist er der überlegene, welcher ohne Rücksicht auf die Person, ohne Schonung, oft hart und verletzend zu rathen sucht oder zurechtzuweisen hat. Die schroffe Seite, welche Herder in Strassburg dem jungen Goethe gegenüber hervorkehrte, war nicht weniger durch Hamanns Beispiel als in Herders eigener Natur begründet. In ähnlicher Art, wie etwa Herder später seiner Braut Katechismusfragen über Shakespeare vorlegt, lässt sich Hamann von seinem jungen kurländischen Baron Aufsätze über den Beruf eines Edelmannes zuschicken. Und wie Goethe den jungen Herder trotz seiner Widerlichkeiten zu ertragen weiss, so nehmen die jüngeren Freunde auch an Hamanns rauher, verletzender Art keinen Anstoss, wie man ihm ja auch in der Literatur seine Rücksichtslosigkeiten hingehen liess. Am besten wusste sich ohne Zweifel Herder in Hamann zu finden, wenn er auch nur kurze Zeit mit ihm in persönlicher Verbindung stand. Bei Hamann hat Herder englisch gelernt und das Studium dieser Sprache wird charakteristisch für Hamanns Methode mit der Lektüre seines Lieblingsstückes Hamlet begonnen. Den Hinweis auf Shakespeare

nahm Herder als die bedeutendste Frucht dieses Verkehres nach Riga mit, wo ihn zunächst ganz dieselben Stücke des englischen Dichters beschäftigen, welche auch Hamanns besonderes Interesse hatten.

Da Hamann von seinem mütterlichen Erbtheil nicht leben konnte, sah er sich endlich doch gezwungen nach einer Anstellung auszusuchen. Zweimal trat er in verschiedenen Aemtern als Volontär ein, aber nirgends hielt er es lange aus. Er versuchte es auch vorübergehend mit der Journalistik, indem er sich (Ende 1763) an der von dem Buchhändler Kanter herausgegebenen Königsberger Zeitung betheiligte, in welcher bekanntlich auch Herders schriftstellerische Anfänge gedruckt sind. Aber schon nach wenig Monaten verlor er an dem Zeitungswerk die Lust, wozu es ihm bei seinem unklaren Denken und Schreiben ohnedies auch an Talent fehlte. Er legte daher schon Ostern 1764 die Redaktion nieder und begab sich, vom jungen Herder mit enthusiastischen Versen begleitet, abermals auf Reisen. In Wahrheit scheint ihn die Liebe zu einem Mädchen niedrigen Standes, welche als Magd und Pflegerin im Hause seines Vaters lebte, aus Königsberg vertrieben zu haben. Die Absicht durch Moser, der ihm schon früher eine Hofmeisterstelle bei einem darmstädtischen Prinzen angetragen hatte, eine Anstellung zu finden, ging damit Hand in Hand.

Aber beide Absichten missglückten. Hamanns Reise ging über Lübeck und Braunschweig nach Strassburg und Basel, und von da nach Frankfurt zurück. Schon auf der ganzen Reise wurde er von Heimweh geplagt, der »schönsten Krankheit«, welche er auf allen seinen Reisen empfand. Hypochondrie und wohl auch die Liebe machten ihn noch verdriesslicher. Als er daher in Frankfurt Moser nicht antraf, wurde ihm der Ort so vereckelt, als wenn lauter Holländer und Juden darin übrig wären, und es begreift

sich, dass er in solcher Laune auf die »Stillen im Lande« keinen günstigen Eindruck machen konnte. Goethe hat uns in Dichtung und Wahrheit den frankfurter Aufenthalt Hamanns und die üble Wirkung geschildert, die seine faunische Erscheinung allenthalben erregte. Uebrigens fiel Hamann den Frankfurtern nicht lange lästig; denn als er Moser nicht antraf, kehrte er sogleich um und reiste über Leipzig und Berlin nach Hause.

Und auch seine Liebe war durch diese Reise so wenig abgekühlt oder erloschen, dass er vielmehr nach seiner Rückkehr mit seinem »Bauernmädchen« eine Gewissens-ehe (wie er es nannte) einging. Auch hier hatte Hamann eine unüberwindliche Abneigung gegen sichere Verhältnisse. Trotzdem diese Verbindung reiner und glücklicher gewesen sein soll als manche bürgerliche Ehen, hat sich Hamann doch nie zur gesellschaftlichen Sanktion derselben verstehen wollen. Der Grund, den er dafür angibt, ist einigermaßen unverständlich: er scheue die bürgerliche Ehe nicht aus Stolz, sondern weil er die Ueberzeugung zu haben glaube, dass die Lage als Ehefrau die Glückseligkeit seines Weibes selbst und das Glück seiner Kinder zerstören könnte. Man denkt unwillkürlich an Goethe's ähnliches Verhältniss mit Christiane Vulpius und an die inneren Gründe, welche diesen von dem Schritte zur bürgerlichen Ehe so lange zurückhielten.

Arbeit und Umgang waren zu Hamanns Zufriedenheit unerlässlich; ihr Mangel machte ihn nach seiner Rückkehr noch missmuthiger und trübsinniger. Im Sommer 1765 nimmt er eine Stellung bei Hofrath Tottien in Mietau an; wieder einen Posten problematischer Art: Hausfreund und Advokatursgehülfe zugleich. In der Langeweile dieses Aufenthaltes wurde er durch einen regen Briefwechsel mit Herder, der damals an den Fragmenten arbeitete, zerstreut; auch an persönlichen Begegnungen, in denen die Freunde

ihre Meinungen austauschten, fehlte es nicht. Endlich erhielt Hamann durch Kants und eines andern Freundes Vermittlung zu Anfang 1767 eine Anstellung bei der Accise-Regie in seiner Vaterstadt. Es war eine schwere und uninteressante Beschäftigung; aber ein guter Instinkt verusste ihm dieselbe, der sich ja allemal in Hamann zu regen begann, wenn er auf ein bestimmtes Ziel und eine bestimmte Thätigkeit ausging. Hamann hat es natürlich nicht verstanden, amtliche Karriere zu machen; dazu war er zu ungeschickt und zu aufrichtig. Nach wiederholten Abzügen, die er unter vielen Klagen an seinem Gehalte erleiden musste, hat er nur einmal eine Aufbesserung seiner kümmerlichen Lage erfahren, als man ihn zum Packhofverwalter ernannte. Am meisten hat er sich durch seine Schriften und die vielen Bittgesuche geschadet, welche er unermüdlich einreichte und worin er nicht nur die französische Finanzverwaltung des preussischen Staates hart anliess, sondern in naivster Ehrlichkeit selbst einmal seine Stelle als eine überflüssige bezeichnete.

Die Periode von Hamanns amtlicher Thätigkeit hat für uns nicht das Interesse wie die Periode seines Strebens. Wir schliessen ab. Hamann belästigte seine vorgesetzten Aemter schon seit langer Zeit mit Urlaubsgesuchen, zu welchen er allerdings durch treue Pflichterfüllung berechtigt und durch Krankheit genöthigt war. Auf ein neuerlich eingereichtes Gesuch erhielt er im Jahre 1787 seine Pensionirung. Nur die Grossherzigkeit eines Wohlthäters, seines Alkibiades Buchholz, machte es ihm möglich, im Sommer 1787 wirklich eine Reise anzutreten. Sie ging nach Münster in den Kreis der Fürstin Gallitzin, wo man seine Schriften mit Verehrung las und den nordischen Magus bereits mit Ungeduld erwartete. Abwechselnd lebte Hamann von nun an bei seinem enthusiastischen Freunde Buchholz, oder bei Jakobi in Düsseldorf und Pempelfort,

oder in Münster mit der Fürstin und ihren Freunden Fürstenberg, Sprinkmann u. A. zusammen. Als er sich schon zur Rückreise anstellig machte, überraschte ihn hier der Tod am 21. Juni 1788.

Hamanns schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Perioden, welche mit den Jahren 1759 bis 1763, 1772 bis 1776, 1779 bis 1784 bezeichnet sind. Seine Produktion fließt also nicht gleichmässig fort, sondern sie kommt stossweise zum Vorschein und versiegt wieder, je nachdem sie durch äussere Umstände angeregt oder aufgehalten wird. Denn Gelegenheitsschriften sind seine Schriften alle. Seine Autorschaft stand mit seinem Leben und seiner äusseren Lage in der genauesten Verbindung, und schon Herder wusste Hamanns Schriftstellerei als Beleg für die Geschichte seines Geistes und Lebens zu schätzen. Hamann selbst betrachtete sein Gedrucktes als den blossen Text, zu dessen Verstande die Noten fehlen, welche aus zufälligen *auditis, visis, lectis et oblitis* beständen. Eine stumme Mimik sei das ganze Spiel seiner Autorschaft. Wegen dieser nahen Beziehung zu persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen, und besonders zu der seinen Schriften zu Grunde liegenden Lektüre und Bücherwelt sind uns Hamanns Schriften nicht weniger als durch den dunkeln Stil unverständlich geworden. Hamann selbst nennt die meisten Bücher einen treuen Abdruck der Fähigkeiten und Neigungen, mit denen man gelesen hat und lesen kann. Er betrachtet die Citate als integrierenden Theil seiner Schriften und macht es einem Kritiker zum schweren Vorwurfe, dass er bei Anführung des Titels das Motto weggelassen habe. Als er daher einige Jahre vor seinem Tode von der Fürstin Gallitzin zu einer Herausgabe seiner Schriften aufgefordert

und um die Erklärung einzelner Stellen angegangen wurde, verstand er sich selbst nicht mehr: »es war das Resultat einer Lektüre, in dessen Ideenzusammenhang ich mich jetzt unmöglich wieder versetzen kann; daher verstehe ich es jetzt selbst nicht.«

Mit dem Charakter der Gelegenheits-Schriftstellerei steht das übermächtige Hervortreten der Persönlichkeit des Schriftstellers in unmittelbarer Beziehung. Eine Trennung des Schriftstellers von dem Menschen war für Hamann ganz undenkbar. Hier ist ohne Zweifel der Gedanke zu suchen, den Goethe in Dichtung und Wahrheit allen Schriften Hamanns stillschweigend zu Grunde liegen fand: dass das wahrhaft Bedeutende nur durch die Thätigkeit aller im Menschen liegenden Kräfte, durch die Thätigkeit des ganzen Menschen zu Stande komme. In der That ist dieser Zug bei Hamann hervorstechend: er wollte weder in einem bestimmten Studium, noch in einem bestimmten Amte, am allerwenigsten in der Schriftstellerei vereinseitigen. Er ist niemals zünftiger Schriftsteller gewesen; ja er hatte gegen das Schriftstellerthum eine unüberwindliche Abneigung. Das Schreiben nennt er das schaalste, jämmerlichste, elendeste Ding des menschlichen Lebens; unter allen Eitelkeiten, die Salomo begangen hat, wusste er keine grössere als seine Schwachheit Autor zu werden. Ein Autor galt ihm als das possirlichste Geschöpf der Kunst, wie der Affe als das komische Meisterstück der Natur. Auch von seinen eigenen Schriften spricht er verächtlich als von kahlen Maulwurfsarbeiten. Alle seine Schriften sind daher anonym erschienen; erst mit der letzten wollte er sich dem Publikum offenbaren. Um seine Persönlichkeit und seine Autorschaft zu verbergen, wendet er die seltsamsten Kunstgriffe an; das Versteckspielen mit dem Publikum hat Herder von ihm gelernt. Er greift sich selbst in seinen Schriften an, er rechtfertigt seine eigenen

Schriften gegen seine Tadler: beides umsonst, immer wird mit leichter Mühe Hamann als Verfasser wiedererkannt. Um den Beifall seines Jahrhunderts ist es ihm überhaupt gar nicht zu thun: er dachte mit seinen Schriften an ein künftiges, unsichtbares; dieses begeisterte ihn. In der Vorrede zu den Kreuzzügen spricht sich sein Selbstbewusstsein mächtig aus: »Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden und dafür gemisshandelt zu werden, durch den Geschmack an den Kräften einer bessern Nachwelt. Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf: wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, — deren die Welt nicht werth war.«

So ist Hamann auch immer von dem Gegenstande ganz erfüllt, über den er schreibt; ein Vorläufer der Dichter, denen ein von der Empfindung volles Herz den Dichter machte. Den Zustand der Produktion vergleicht er den Geburtswehen, wie die Autorschaft mit Vorliebe der Vaterschaft. Er nennt ihn einen Paroxismus, eine Krankheit; »nicht eine blosse *όρμη*, sondern ein furor uterinus hat mich zu den meisten Aufsätzen getrieben . . ., ein dem lächerlichen Sturm und Drang ähnliches Interesse.« Aber so leicht geht es ihm nicht von der Hand. Wie Herder so kann auch Hamann schriftstellerisch sich und seinen Ideen nie genug thun. Rastlos und unablässig wird das Hingeworfene wieder umgearbeitet, wie denn Goethe in Dichtung und Wahrheit von einem Paragraphen erzählt, den Hamann vierzehnmal variirt hatte. Auch einen Plan, freilich einen wunderlichen, will Hamann bei seinen Schriften zu Grunde liegen gehabt haben; er schreibt an Herder die für seine Autorschaft in jedem Sinne bezeichnenden Worte: »Dass ich Naber flink bin, werden sie aus meinen Prolegomenis ersehen. Aber sobald ich zur Sache komme, bin

ich Naber mit Rath. Kein impromptu, sondern ein Plan, vor dessen Umfang ich bisweilen selbst erschrecke, und ihm allen Antheil am sensus communis abspreche, und, was mir noch weniger ähnlich sieht, aber im Grunde immer mein Geschmack gewesen, ganz Drama, kein Epos. Es kommt mir aber selbst lächerlich vor davon einmal zu reden; wiewohl es das punctum saliens meiner ganzen Autorschaft von jeher gewesen kein Autor zu sein als *κατὰ τὸ ἔτυμον*.« Also keine Disposition der Theile enthält dieser Plan, sondern er dehnt sich ins weite hinaus; er schreibt mehr der Phantasie als dem gesunden Menschenverstande vor. In der That ist es ihm nie gelungen seine Ideen in einer auch nur halbwegs überzeugenden, systematischen, beweisführenden Form vorzutragen. Der Herausgeber seiner Schriften sagt mit Recht: »Gründe waren seine Sache nicht; wol aber überraschende, durch ihre sinnreiche Erfindungstheorie, die immer von dem Schimmer einer Wahrheitsähnlichkeit begleitet war, imponirende Orakelsprüche.« Und Lavater spricht dasselbe mit den Worten aus: »Sein und vieler grossen Seelen Siegel ist *οὔτε λόγος, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει*.« Hamanns aphoristisches Schriftstellerthum war übrigens nur ein Rückschlag gegen die Systemsucht seiner Zeit. Gegen diese hegte er einen unüberwindlichen Widerwillen, den Herder und seine Schule von ihm erbte. Wie der junge Goethe schon in Leipzig durch seinen Verkehr mit Medicinern angelernt wurde seine Philosophie auf die Erfahrung zu gründen, und wie ihn Herder, der Schüler Hamanns, in Strassburg später in dieser Richtung bestärken sollte, so war auch für Hamann die Erfahrung in gewissem Sinne die wahre philosophia atomistica. Ein System schien ihm an und für sich ein Hinderniss der Wahrheit zu sein, ebenso wie Gewohnheit der Natur widerspreche. Allenthalben sucht er daher den Staub und die Spinnengewebe der Systeme, die

Vogelnester der Theorien zu misskreditiren. Nach Kants Urtheil fehlte es ihm nicht an der Gabe sich die Sachen im allgemeinen zu denken; nur hätte er es nicht in seiner Gewalt gehabt diese Principien selbst deutlich anzuzeigen, am wenigsten aus diesem En-gros-Handel etwas zu detailliren. Und er selbst war der Meinung, dass sein Kopf nichts so gut als im ganzen zu fassen im Stande sei. Aber er fühlte auch, dass er nicht anders als im kleinen wiedergeben könne: »Wahrheiten, Systemen, Grundsätzen bin ich nicht gewachsen; Brocken, Fragmenten, Grillen, Einfällen.« Als Essays, Einfälle, Rhapsodien, Näschereien, Einfälle und Zweifel, Fragmente, Wälder geben sich daher auch alle seine Schriften, von denen keine über fünf, die meisten nicht zwei Bogen stark sind. Und auch innerhalb dieser Kleinigkeiten macht das Detail den Hauptwerth aus. Von weit grösserer Wichtigkeit als der Grundgedanke ist in den meisten Fällen, was als genialer Blitz hier und dort aufleuchtet, mitunter auch wohl blos wetterleuchtet; oder die Samenkörner, welche durch das ganze mit freigebiger Hand ausgeworfen und hüben und drüben des Weges liegen geblieben sind. Einen besseren Gesamttitel für eine Sammlung seiner Schriften wusste er selbst nicht zu finden als »fliegende Blätter« (nach Hiob XIII 25).

Wir haben Hamann sagen hören: ein Plan, ganz Drama, kein Epos, sei immer sein Geschmack gewesen. Den Spruch des Demosthenes: »Handlung ist die Seele der Beredsamkeit und auch der Schreibart« — führte er gern im Munde. »Eß ist alles Geschwätz darin! keine Handlung!« — so lautet sein Urtheil über eine Schrift. Wir wissen, wie sehr später die Stürmer und Dränger das pragmatische und dramatische Element in der Dichtung hervorhoben. Die Frankfurter gelehrten Anzeigen machten durch eine Recension Aufsehen, in welcher Gessners Idyllen verworfen wurden, weil keine Handlung in ihnen und ein Gedicht,

das kein Drama sei, eine Unmöglichkeit wäre. In der klassischen Periode haben dann Goethe und Schiller gerade gegen den Gang des Zeitalters alles ins unmittelbar gegenwärtige zu ziehen und alle Dichtungsarten zum Drama zu steigern gekämpft. In der Sturm- und Drangzeit aber redet Lavater ohne Scheu von Gottes dramatischem Willen, ja er nennt Gott geradezu den Dramaturgen seines Daseins. Und so darf uns auch in der Form der Hamann'schen Schriften die Vorliebe für das Dramatische nicht wundern. Hamann tritt in ihnen unter den verschiedensten Vermummungen auf: als Liebhaber der langen Weile, als kreuzfahrender Philolog, als Schulmeister Aristobulus, als Oberzöllner Zachäus, als Prediger in der Wüste, als Geistlicher in Schwaben, als Ritter von Rosenkreuz, als Sibylle u. s. w. Am häufigsten redet er als Magus im Norden; einen Titel, den ihm Moser in dem »treuherzigen Schreiben eines Laienbruders im Reich an den Magum im Norden«¹⁾ gegeben hat. Und diese Einkleidungen sind nicht bloß äußerlich, sondern die Schriften selbst sind ganz unverständlich, wenn sie nicht ganz dramatisch als Monologe oder Briefe u. s. w. der redend eingeführten Person betrachtet werden. Eine ebenso wichtige Rolle spielt der Titel bei den Hamann'schen Schriften. Hamann selber sah in dem Titel eines Buches das Gesicht und in der Vorrede den Kopf desselben; bei diesen beiden Stücken hielt er sich immer am längsten auf und physiognomisirte beinahe. Der Titel (sagt er) ist für mich kein Schild zum blossen Aushängen, sondern der nucleus in nuce, das Senfkorn des ganzen Gewächses. Der Titel jeder Schrift sei ein

¹⁾ Eine Entgegnung auf den Ausfall, welchen Hamann in der Abhandlung »über die Wortfügung in der französischen Sprache« (später in die Kreuzzüge aufgenommen) auf Moser gethan hatte.

Räthsel, wo nicht immer ihres Inhaltes, doch allemal ihres Werthes. Bei Hamann ist der Titel allerdings auch meistens ein Räthsel des Inhalts, dessen Auflösung in der Schrift selbst zu suchen ist, und der wohl auch nach der Lektüre der Schrift dem Leser noch unerklärlich bleibt.

Was Hamann den Stürmern und Drängern so werth machte, dass sie ihn für eine Reihe von Schriften zu ihrem Vorbilde wählten, war eben das Hervortreten seiner schriftstellerischen Persönlichkeit: dass er in seinen Schriften erschien wie er war. Herder nennt ihn einen alten Hypochondristen, einen alten Faun, Pan, Satyr, Vater Silen; Hamann sich selbst den Ziegenpropheten. Und etwas von diesen Waldgöttern und Waldmensen lebte in Hamann, dem Schriftsteller und dem Menschen. Schlottericht wie seine Erscheinung waren seine Schriften, denen schon das Vorherrschen der Ironie und Satire ein faunistisches und satyrisches Ansehen gibt. Auch in Sokrates fand Hamann derartige Züge wieder und gerade von ihm hat er sich dieselben zum Vorbilde entnommen. »Ich glaube wie Sokrates alles, was der andere glaubt — und gehe nur darauf aus, andere in ihrem Glauben zu stören. Dies musste der weise Mann thun, weil er mit Sophisten umgeben war und Priestern, deren gesunde Vernunft und guten Werke in der Einbildung bestanden.« Schon diese letzten, gegen die Aufklärung gerichteten Worte zeigen, dass Hamann eigentlich von sich selber redet. Noch deutlicher aber schildert er in den »Denkwürdigkeiten des Sokrates« seine eigene Art. Er redet von sich selber, wenn er sagt, dass Sokrates lieber die Probe der Spöterei und guten Laune als eine ernsthafte Unterredung angestellt habe; dass die Analogie die Seele seiner Schlüsse und die Ironie ihr Leib gewesen sei; dass er Einfälle gesagt habe, weil er keine Dialektik verstand; dass er gleichgiltig gegen das, was

man Wahrheit nannte, gewesen sei;¹⁾ dass er wie alle Idioten²⁾ zuversichtlich und entschieden gesprochen habe. So tritt schliesslich die Persönlichkeit Hamanns auch in dem provinziellen und individuellen hervor, das er geradezu als zum Charakter seines barocken Geschmackes gehörig bezeichnet; ferner in den Wortspielen, welche er in Briefen so häufig als in seinen gedruckten Schriften anwendet. Seine originellen Ausdrücke und Wendungen, seine Bilder und selbst seine Lieblingscitate pflanzen sich von Hamann auf Herder und durch diesen in den Strassburger Kreis der Stürmer und Dränger fort. Wenn Hamann die sinnlichen Ausdrücke sehen und schmecken von der geistigen Wahrnehmung gebraucht, wenn er den begeisterten Ausdruck des Gefühls mit lallen bezeichnet, so folgen ihm die Frankfurter gelehrten Anzeigen bis in diese Einzelheiten seines Sprachgebrauches nach. Wenn Herder mit Vorliebe von den Pindarischen Pfeilen in der Hand des Starken redet, so entlehnt er den Vergleich Hamann. Wenn Goethe in einem Briefe an Salzmann seine animula vagula anredet, so hat er dieses Lieblingscitat Hamanns (aus Aelian) durch Herder kennen gelernt. So wie Sokrates-Hamann seine Freunde mit Alcibiades anredet, so werden im Strassburger Kreise dieselben Namen auf jedes innigere Freundschaftsverhältniss von jungen zu älteren (besonders zu Salzmann) angewendet. Und welche Bedeutung hat Hamanns Lieblingscitat, das Terenz'sche: homo sum, humani nihil a me alienum puto, in der Zeit des Sturmes und Dranges erhalten, wo man das Wohl und Wehe der ganzen Mensch-

¹⁾ Man vergleiche nur die oben citirte Stelle, wo sich auch Hamann Wahrheiten nicht gewachsen nennt und Einfälle als sein Element bezeichnet.

²⁾ Bei Hamann wird das Wort immer im guten Sinne von denen, welche bekennen, nichts zu wissen, gebraucht.

heit durchleben und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist in seinem innern Selbst geniessen wölte, wo noch Goethe's Faust in einer vielleicht schon damals geschriebenen Scene mit dem Volke jauchzt: »Hier bin ich Mensch, hier darf ich es sein«.

Die Gründe, warum uns Hamanns Schriften so dunkel und schwerverständlich sind, haben wir zum Theile kennen gelernt. Oft liegt der Fehler im äusserlichen: indem uns die Kenntnis des erlebten und erlernten, der Bezug auf thatsächliches und gelesenes zum Verständnis mangelt. Ebenso oft aber liegt die Schuld an Hamanns sibyllinisch-orakelhafter Diction, welche immer apodiktisch behauptend die Sätze entweder ohne alle Conjunctionalverbindung neben einander stellt, oder wo sich doch ein »aber« oder »daher« einschleicht, gewiss ein paar Mittelbegriffe ausgelassen hat. Besonders Hegel hat diese »daher« wiederholt irrthümlich angegriffen, weil er sich die Mittelglieder nicht zu ersetzen verstand. Goethe preist sich in einem Briefe an Frau von Stein glücklich, »d'avoir le sens qu'il faut pour entendre jusqu'à un certain point les idées de ce tête unique, car on peut bien affirmer le paradoxe qu'on ne l'entend pas par l'entendement«; oder wie es in Dichtung und Wahrheit heisst: man müsse durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich verstehen nenne. Wie Hamann selbst nur ahnte, so wollte er auch nur in der Ahnung verstanden werden. Er selbst bekannte in späterer Zeit (1780), dass ihm diese Schreibart nicht gefalle und dass sie nicht natürlich sei; er habe sich in diese Manier zu schreiben hineinstudirt. In früheren Zeiten aber war er geneigt, diese dunkle Ausdrucksweise für ein nothwendiges Erfordernis der Zeit zu halten, welches vielleicht von selbst aufhören würde: »Wenn man sich nichts anderes als eine verkehrte Anwendung deutlicher Wahrheiten versprechen kann, so erfordert es die Klugheit sie lieber einzukleiden und den

Schein der Falschheit auf Unkosten seiner Ehre zu brauchen und sie mit der Zeit desto nachdrücklicher zu rächen.« Erst müsse man ins Ohr reden und hernach das Dach zur Kanzel machen. Ein Schriftsteller, der eile heute um morgen verstanden zu werden, laufe Gefahr übermorgen vergessen zu sein. Mit Absicht liess Hamann vieles schlafen, weil es ihm dazu noch nicht an der Zeit schien. Er sah es als seine Pflicht an, alle die Knoten, die er machte, selbst einmal aufzulösen und das Werk zu vollenden, das er angefangen hatte. Aber freilich: dazu ist es nicht gekommen. Hamann ist an der Grenze der neuen Zeit stehen geblieben; nur in ahnungsvollem Geiste hat er das gelobte Land gesehen. Herder und nach ihm Goethe setzten das Werk fort und lösten die Knoten, welche Hamann gemacht hatte.

Im Deutschen Merkur war Hamann auch als Vater der neuen Stil-Künsteleien, welche sich die junge Schule in Deutschland erlaubte, genannt worden. Wie Hamann überhaupt nur der Anreger der Sturmes und Dranges ist, den letzten Schritt zu diesem aber nicht mitgemacht hat, so ist er auch hier, in privaten Briefen wenigstens, ein Gegner der sprachlichen Freiheiten, welche sich Herder und seine Jünger herausnahmen. Er droht Herdern einmal sogar mit einem bello grammatico, wenn er nicht reuig in den Schoss seiner Muttersprache zurückkehre; und schreibt ein anderes Mal: »Die Gräuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die alkibiadischen Verhunzungen¹⁾ des Artikels,

¹⁾ Der Hund des Alkibiades hatte bekanntlich keinen Schwanz. Dieser drastische Vergleich gehört zu den beliebtesten unseres Autors. Einmal heisst es: »Unterdessen die Athenienser von dem schwanzlosen Hunde schwatzten, machte Alkibiades mit ihnen, was er wollte.« Ein andermal in einem Briefe an Herder gleichfalls die Verhunzung des Artikels betreffend: »Die differentia specifica meines Stils und des Ihnen eigenthümlichen ist faustdick, und Ihre Verbeissung des Artikels

die monströsen Wort-Kuppeleien, der dithyrambische Syntax und alle übrige licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahndung und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, dass dem Unfuge auf eine oder andere Art gesteuert werden muss. Dieser Missbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, dass man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehen muss, dessen Befugnis mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich ist.« Nach dem Erscheinen von Klopstocks Gelehrtenrepublik wies er in einer Recension der Königsberger gelehrten Zeitungen auf dieselbe sogleich als auf die Urkunde hin, woraus die Art und Eigenschaft unserer Muttersprache auszuspähen sei. Aber wenn er sich zwischen der kunstvollen Prosa des Sturmcs und Dranges und der wässerichten Deutlichkeit der Aufklärungsprosa entscheiden soll, so zieht er doch immer die erstere vor. In derselben Recension heisst es: man schreie über einige Schriftsteller Gewalt, weil sie die Analogie des Gebrauches durch babylonische Verwirrungen und Gräuel schändeten, ja allen Gehorsam der Wortfügung durch ein ärgerliches Beispiel dithyrambischer Licenz aufhoben; unterdessen man von der andern Seite die noch grössere Gefahr laufe, Begriff und Gefühl von den Tugenden gesetzter, männlicher, thätiger Schreibart zu verlieren, und das ganze Verdienst des Stils zu einer wässerichten Deutlichkeit der Rede oder klaren Durchsichtigkeit der Predigt vermittelte. So sehr er also im privaten Verkehre schelten mag, in der Oeffentlichkeit verläugnet er seine Schule nirgends. Auch in den Anmerkungen zur Uebersetzung von Buffons Diskurs über den Stil ist Hamann der Meinung, dass Gedanken gerade

so unterscheidend, als des Alkibiades Hund von Tobias Hündlein, von dem XI. 9 ausdrücklich geschrieben steht: er wedelte mit seinem Schwanze, an welchem Artikel es dem ersten ganz und gar fehlte.» Und in einem Briefe an Klopstock vergleicht er wieder dessen Orthographie mit dem Hunde des Alkibiades.

durch die Deutlichkeit einen grossen Theil ihrer Neuheit, Kühnheit und Wahrheit verlieren könnten, dass der Stil ein blosses vehiculum hoch-, wohl- und edelgeborner und keiner pöbelhaften Einfälle sein müsste. Eine deutliche Schrift ohne Gründlichkeit (jetzt bricht sein Hass gegen die Aufklärung los) gehöre in der That zu den niederträchtigsten Eulenspiegelstreichen, die auf Kosten des grössten Haufens und in seinem eigenen Geschmack gespielt werden könnten; wogegen er die Kunstrichter, welche Gründlichkeit ohne Klarheit tadeln, mit den Schmarotzern vergleicht, die den reichen Gastgebern (d. i. dem Haufen) schmeicheln.

So viel über die Form der Hamann'schen Schriften, welche ihren Verfasser nicht weniger charakterisirt als ihr Inhalt.

Hamanns Denken dreht sich um die beiden Angelpunkte von Vernunft und Glauben. Die Vernunft allein schien ihm zur Erkenntnis nicht genügend; es müsse der Glaube hinzukommen, der ebenso wenig durch Gründe geschehe als schmecken und sehen. Aber Hamann sagt weiter: Vernunft ist Sprache, *λόγος*. Sprache und Christenthum bilden daher auch den Inhalt aller seiner Schriften; wobei indess in der ersten Periode mehr der Philologe, in der zweiten und dritten mehr der Theologe hervortritt. Sprache und Glauben sind auch unter einander in seinem Denken so innig verknüpft, dass er von sprachlichen Dingen immer wieder auf religiöse und umgekehrt von religiösen auf sprachliche Dinge zu reden kommt, und den Kampf gegen die Aufklärung bezeichnender Weise wiederholt mit orthographischen Fragen in Verbindung bringt.

Die *Schriften der ersten Periode* bestehen hauptsächlich aus den »Sokratischen Denkwürdigkeiten« und den »Kreuzzügen des Philologen«. Um diesen Kern gruppiren sich

eine Reihe kleinerer Aufsätze: satirisch-ironische Entgegnungen auf die Recensionen, welche die beiden grösseren Schriften erfahren hatten. Das bleibt überhaupt auch fernerhin Hamanns Art: dass er das letzte Wort haben muss und keinen seiner Recensenten ungeschoren lässt.

Die »Sokratischen Denkwürdigkeiten« sind ganz aus persönlichen Anregungen hervorgegangen. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass Hamann unter dem Bilde des Sokrates eigentlich nur sein eigenes entwirft. Unter den Gegnern des Helden versteht er seine Freunde Berens und Kant, welche ihn aus seiner unthätig beschaulichen Musse herausziehen und zur praktischen Anwendung seiner Gaben, etwa zur Schriftstellerei, führen wollten. Wirklich wurde Hamann mit den Denkwürdigkeiten zum Schriftsteller; erst diese Schrift betrachtet er als den Anfang seiner Autorschaft. Aber er wurde kein Schriftsteller im Sinne seiner Freunde, sondern er trat sogleich gegen sie auf. Der Gegensatz zwischen Sokrates und seinen Gegnern ist der Gegensatz zwischen Hamann und Berens, aber auch schon der Gegensatz des Sturmes und Dranges mit der Aufklärung. Goethe, der sich durch Hamanns Denkwürdigkeiten zu dem Plane eines Drama »Sokrates« anregen liess, fand diesen Gegensatz wohl heraus: das pharisäische Philistertum der Meliten und Anyten, welches er darin geisseln wollte, was anderes hätte er damit gemeint als die Aufklärung? Stellt er doch zum Zwecke dieses Planes eine genaue Vergleichung des Mendelssohn'schen Phädon mit dem Platonischen an und zeichnet sich genau auf, wann und wie oft der erstere von dem letzteren abweicht.

Hamann selbst nennt die Sokratischen Denkwürdigkeiten eine Sammlung von Gelegenheitsgedanken, dergleichen die Alten (z. B. Statius) »Wälder« genannt hätten. Der Philosoph, der von der Gottheit als der grösste erkannt worden sei, weil er lebendig überzeugt war, dass

er nichts wisse, und der es verschmäht hatte ein Autor zu werden, war Hamanns Ideal, der gleichfalls von der Unzulänglichkeit unserer Vernunftkenntnisse überzeugt war und dessen Abneigung gegen die Autorschaft wir bereits kennen gelernt haben. Das schöne sokratische Wort: nichts wissen — führt noch Herder in Strassburg gern im Munde, und Goethe hat es im Anfange seines Faust-Monologes für die moderne Welt gleichsam wieder auferweckt. In einer denkwürdigen Stelle, worin Shakespeare zum ersten Male neben Homer gestellt wird, verkündigt Hamann die Lehre vom Genie, von einem, dem Menschen inwohnenden, ihn leitenden, führenden, berathenden und begeisternden Genius, welchen die folgende Periode in Oden und Sturmliedern feierte: »Was ersetzt bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Uebertretung jener kritischen Gesetze?« Das Genie ist die einmüthige Antwort. Sokrates hatte also freilich gut unwissend sein; er hatte einen Genius, auf dessen Wissenschaft er sich verlassen konnte, den er liebte und fürchtete als seinen Gott, an dessen Frieden ihm mehr gelegen war als an aller Vernunft der Egyptianer und Griechen, dessen Stimme er glaubte« u. s. w. Dieser Genius ist also eigentlich nur der Glaube, eine über den gesunden Menschenverstand hinausgehende höhere Kraft der Seele.

So fasst auch Herder die Sache auf, wenn er aus Strassburg an seine Braut schreibt: »Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, das ist im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet; ein Licht, das, wenn wir darauf merkten und wenn wir's nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen körperlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten, ich sage, was uns dann eben auf dem dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen

Blitz vorwirft: wo wir eine Scene sehen, oft ohne Grund und Wahrscheinlichkeit, auf deren Ahndung ich aber unendlich viel halte. Das war der Dämon des Sokrates, er hat ihn nicht betrogen, er betrügt nie; und er ist so schnell, seine Blicke so fein, so geistig: es gehört auch zu ihm so viel innerliche Treue und Aufmerksamkeit, dass ihn nur achtsame Seelen, die nicht aus gemeinem Koth geformt sind und die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken können.« Also auch nach Herders Meinung steht der Genius als Ahnung, Glaube, dem *sensus communis* gegenüber, ja er wird durch ihn geschwächt und ausgelöscht.

Durch Herder, der diesen Gedanken noch weiter ausbildete, sind die Stürmer und Dränger für ihn gewonnen worden. Herder legt sich mit seinem Genius schlafen und steht mit ihm auf; in wichtigen und unwichtigen Dingen hört er auf seine Stimme; er benützt ihn als Orakel der Zukunft und fragt auch bei anderen an, was ihnen ihr Genius prophezeie. Goethe streichelt seinen Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung und singt:

»Wen Du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.«

Die »Sokratischen Denkwürdigkeiten« wurden in den Hamburger Nachrichten tadelnd und in den Literaturbriefen (von Mendelssohn) lobend beurtheilt. Ohne zwischen Lob und Tadel einen Unterschied zu machen, schrieb Hamann gegen beide Recensionen mit Anlehnung an die gleichnamige aristophanische Komödie die: »*Wolken. Ein Nachspiel sokratischer Denkwürdigkeiten.*« Der rücksichtslose, für seine eigene Ehre uninteressirte Mann geht mit dem Lobe nicht glimpflicher um als mit dem Tadel. Er wollte den Herausgebern der Literaturbriefe zeigen, dass Loben

eine gefährliche Sache sei, wenn man nicht recht damit umzugehen wisse, und dass nicht jeder Autor mit einem kahlen Lobe satt gemacht werde. Er züchtigt deshalb die Briefsteller mit einer noch empfindlicheren Geißel, als die der Hamburger Nachrichten fühlen musste. Hamann besorgt indessen derartige Entgegnungen immer mit viel Humor und drolliger Laune, und das war wol auch der Grund, warum er sich durch keine seiner Gegenrecensionen eine persönliche oder literarische Feindschaft zugezogen hat. Hamann selber aber war rücksichtslos und opferte seinen Grillen oft die nächsten Blut- und Muthsfreunde. So ist er gegen Herder, Moser, Mendelssohn mit heftiger Polemik hervorgetreten und doch mit allen gut Freund geblieben.

Von der dramatischen Form behält Hamann in den »Wolken« nur die Akteintheilung bei. Im ersten Akte wird die Recension der Hamburgischen Nachrichten abgedruckt und mit satirischen Anmerkungen begleitet. Es entsteht dadurch eine Art von Dialog zwischen dem Verfasser und Recensenten. Hamann liebte diese Form in ähnlichen Fällen; Herder hat sie in den Fragmenten auch an einigen Stellen angewendet; und Goethe benutzt sie noch in dem Propyläenaufsatz »Diderots Versuch über die Malerei«. Im zweiten Akte wendet sich Hamann unter fremder Maske mystifikationshalber gegen sich selbst als den Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten, dessen dunkle Schreibart zwar auch hier in Schutz genommen wird, dem er aber Fehler im Verständnisse der Alten zur Last legt. Besonders charakteristisch für Hamann ist die dritte Handlung. Der Recensent der Hamburger Nachrichten hatte dem Verfasser der Denkwürdigkeiten eine Krankheit im Gehirn zur Last gelegt. Daraufhin untersucht Hamann überhaupt die Grenzen zwischen Tobsucht und Genie und zieht aus einer Menge von Beispielen den

Schluss, dass alle Genies krank waren. Wir wissen ja, dass Hamann seine eigene Produktion als fieberhaften Paroxismus, als Krankheit bezeichnet. Die Polemik gegen die Literaturbriefe wird nicht ausgesprochen, sondern versteckt geführt. Erst am Schlusse wird der Ausfall gegen den *sensus communis* deutlich: durch die Vernunft könnten wir wohl Erkenntnis unserer Unwissenheit erhalten, aber das wahrhaftige Licht sähen wir nicht im Lichte des Mutterwitzes und nicht im Lichte des Schulwitzes.

Das zweite grössere Werk dieser Periode: die »*Kreuzzüge des Philologen*« sind 1762 erschienen. Das Ziegenprofil des Pan auf dem Titelblatte ist offenbar eine Parodie des Homerkopfes auf dem Titelblatte der Literaturbriefe. Der Titel verspricht Eroberungszüge im Zeichen des Kreuzes; also zugleich theologischen und philologischen Inhalt. Den Kern des Werkes bildet die »*aesthetica in nuce. Eine Rhapsodie in kabbalistischer Prosa*«, deren Titel nach Schönaichs Parodie auf Klopstock gewählt ist. Eine Reihe kleinerer Aufsätze, welche zum Theile schon früher entstanden und in den königsbergischen Frag- und Anzeigungsnachrichten 1760 abgedruckt waren, stellt Hamann um diesen Kern herum. Am wichtigsten unter ihnen sind »*Abaelardi Virbii chimärische Einfälle über den zehnten Theil der Briefe die neueste Literatur betreffend*«, worin Hamann den zureichenden Gründen der Literaturbriefe »*einige Anmerkungen, Zweifel, Fragen, Vermuthungen und Einfälle*« an die Seite setzt und also in der polemischen Anknüpfung an die Literaturbriefe Herders Fragmenten vorarbeitet. Dieser Aufsatz wurde in den Literaturbriefen selbst zuerst abgedruckt und von dem angegriffenen Recensenten (Mendelssohn) erwidert. Es handelt sich um die Beurtheilung von Rousseaus Heloïse, welche Hamann gegen die schwache Kritik Mendelssohns vertheidigt, ohne selbst mit ihr besonders zufrieden zu sein. Es war ehrenvoll für Hamann, dass Mendelssohn

ihn trotz ihrer Gegnerschaft zur Mitarbeit an den Literaturbriefen aufforderte; aber Hamann wies diese Ehre ziemlich schroff zurück. Abbt schreibt gelegentlich dieser Aufforderung Mendelssohns, in einem Briefe Hamanns lägen Ideen zu wenigstens zehn Literaturbriefen, in welche man ihn »mit gehöriger Oekonomie« zerlegen könne.

Noch mehr von den Kreuzzügen als von den Sokratischen Denkwürdigkeiten gilt es, was oben gesagt wurde: dass in dem zufällig hingeworfenen der eigentliche Werth der Hamann'schen Schriften liege. Den Inhalt jeder einzelnen der in den Kreuzzügen gesammelten Schriften zu verfolgen, würde daher kaum die Mühe lohnen. Wir werden weiter unten die zerstreuten Samenkörner wieder aufzufinden suchen, welche in Herders Schriften so reiche Frucht getragen haben.

An einer Entgegnung auf die Recensionen dieser Schrift liess es Hamann natürlich nicht fehlen. Wieder wählt er sich die Hamburgischen Nachrichten (Ziegra) und die Literaturbriefe (Mendelssohn) aus; und nimmt als Dritten Michaelis hinzu, welcher die Kreuzzüge in den Göttingischen gelehrten Anzeigen besprochen hatte. Wieder lässt er die Recensionen (diesmal alle drei) abdrucken und versieht sie mit Noten; wieder ist es besonders der Vorwurf der dunkeln Schreibart, der seine Satire reizt. Am Schlusse fließen, wie der Verfasser unter den erratis anzeigt, Text und Noten (also Literaturbriefe und Hamann) so »zufälliger Weise« durcheinander, »dass alles unkenntlich ist und einer ehrvergessenen Verbesserung ähnlicher aussieht als der verstümmelten Kritik eines nicht fabelhaften Centaurs«. Von dem faunischen Muthwillen, den Hamann mit seinen Kritikern trieb, werden wir hier ein hübsches Beispiel finden, welches zugleich auch zeigen kann, wie wenig Hamanns Werke ohne die ihnen zu Grunde liegenden Schriften zu verstehen sind. Mendelssohn hatte die massenhaften Citate

aus allen Sprachen und allen Schriftstellern getadelt und die Namen der von Hamann citirten Schriftsteller angeführt; Hamann setzt im Abdrucke dieses Satzes an Stelle der *heiligen Schrift* die *Literaturbriefe*. Oder ein anderes: Mendelssohn citirt eine dunkle Stelle aus den Kreuzzügen, welche sich *zur Noth entziffern* liesse und Hamann setzt dafür: welche sich *nothzuchtigen* liesse. Am Schlusse endlich weist Mendelssohn auf den Nutzen hin, den die Literatur von Hamann haben könnte und schliesst mit dem Bedauern: »Aber freilich! so lange *der gute Kopf* auf seinem Eigensinn beharret und sich nicht bessern will, so hat *sein Antipode, der sich nicht bessern kann*, die schönste Gelegenheit zu triumphiren«. Dafür steht bei Hamann: »Aber freilich, so lange *unsere Literatur* auf ihrem Eigensinn beharret, so hat *ein Antipode ihres Geschmacks* die schönste Gelegenheit zu triumphiren«. So gut verstand es Hamann, seinen Gegnern das Wort im Munde umzudrehen.

Zugleich mit den Kreuzzügen gab Hamann zwei kleinere Aufsätze unter dem Titel »*Essais à la Mosaïque*« heraus; auch diese mit dem Panskopf auf dem Titel. Sie sind gegen die Aufklärung gerichtet und in der französischen Sprache, der eigentlichen Sprache der Aufklärung, geschrieben. Den Tempel aus papier maché, den der bon sens unserer Philosophie verdanke, suchte Hamann mit allen Mitteln zu zerstören. Die ganze Schrift besteht fast nur aus Citaten nach Voltaires und Friedrichs des Grossen Briefen, daher das »à la Mosaïque« auf dem Titel. Am meisten werden Voltaire und die Wolfsche Philosophie angegriffen. »Es gibt drei Dinge, die mir zu wunderbar sind, sogar vier, die ich nicht verstehe: nemlich einen Menschen von gesundem Verstande, der den Stein der Weisen sucht, die Quadratur des Cirkels, die Länge des Meeres, und einen Menschen von Genie, der die Religion des gesunden Menschenverstandes affektirt«.

Drei kleinere Schriften, welche den Abschluss dieser Periode bilden, sind voll naher Beziehungen zu Hamanns gleichzeitiger Lektüre. In »*Schriftsteller und Kunstrichter*« knüpft er an Gellius' »Anmerkungen für die deutschen Kunstrichter« an; in »*Leser und Kunstrichter*« an Hagedorns »Betrachtungen über die Malerei«; und in den »*fünf Hirtenbriefen das Schuldrama betreffend*« wieder an die Literaturbriefe, welche eine Recension der »Schulabhandlungen« seines Freundes Lindner gebracht hatten. In den beiden ersten Schriften hat Hamann Gelegenheit seinen Ekel an den literarischen Zuständen, an Schriftstellern, Kunstrichtern und Publikum, auszusprechen; schon auf dem Titel nennt er sich einen »Leser, der keine Lust habe Kunstrichter und Schriftsteller zu werden«. Die zuletzt genannte Schrift scheint Herder auf den Gedanken eines Jünglingdrama gebracht zu haben. Stärker noch als in den sokratischen Denkwürdigkeiten ergreift Hamann in diesen drei Schriften die Parthie des Genies gegenüber der Pedanterie der Regeln. »Wer keine Ausnahme macht, kann kein Meisterstück liefern; weil Regeln vestalische Jungfrauen sind, durch die Rom vermittelt Ausnahmen bevölkert werden musste«. »Ein Genie muss sich herablassen Regeln zu erschüttern; sonst bleiben sie Wasser: und — man muss der erste sein hereinzusteigen, nachdem das Wasser bewegt wird, wenn man die Wirkung und Kraft der Regeln selbst erleben will«. In prophetischem Geiste sieht er die Regeln bereits auf die Erde fallen, gleichwie ein Feigenbaum, der vom starken Winde bewegt wird, seine Feigen abwirft. Daneben weiss aber Hamann die Regeln, welche das Genie in sich selbst findet, wohl zu schätzen: »Wer Handwerksregeln übertritt oder von sich wirft, ist deshalb nicht nackend und bloss. Ohne alle Regeln ist nicht möglich zu schreiben. Neue Grundsätze werden für gar keine gehalten, weil sie noch nicht gültig sind«. Von welcher Tragweite meint

man, dass Gedanken wie der folgende für die Sturm- und Drangperiode gewesen sind: »Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, ist ein Quacksalber, der seine eigenen Regeln noch weniger kennt, als die Natur der Krankheiten Wer Willkür und Phantasie den schönen Künsten entziehen will, stellt ihrer Ehre und ihrem Leben als ein Meuchelmörder nach und versteht keine andere Sprache der Leidenschaft als der Heuchler ihre«.

Hiermit sind die Schriften der ersten Periode abgeschlossen. Von 1763 bis 1774 tritt in Hamanns schriftstellerischer Thätigkeit eine fast vollständige Pause ein. Nur wenige Recensionen hat er in den Jahren 1768 und 1769 in die Königsberger Zeitung geliefert, in denen er zu Gunsten Herders gegen Klotz und Riedel auftritt. Mit grausamer Ironie wird die Klotz'sche Bibliothek ihres stinkenden Eigenlobes wegen abgefertigt, und Riedels Briefe über das Publikum nennt Hamann einen eklen Brei halbgekauter Bissen. Die gegen Klotz gerichteten Schriften Herders hatten indess Hamanns Beifall nicht; er verschweigt weder in der Oeffentlichkeit noch in seinen Privatbriefen, dass es für Herder und Lessing höhere Aufgaben gebe als sich mit Klotz herumzustreiten.

Die in den Schriften dieser Periode enthaltenen Ideen verbreiteten sich wie ein Lauffeuer vom nördlichsten Winkel Deutschlands an den Rhein. Herder wurde hier der Vermittler und Apostel Hamann'scher Ideen. In seinem Kopfe wurden Hamanns Einfälle zu Wahrheiten; er hat das Verdienst, sie ins grosse und bedeutsame ausgebildet zu haben. Was bei Hamann nur Ahnung ist, wird bei Herder Erkenntnis; was bei Hamann in mystischer Verhüllung sich merken lässt, tritt bei Herder zwar auch nicht klar und deutlich, aber imponirend und begeisternd ans Licht. Hamann, der wenig beachtete, von niemand gewürdigte Provinzialschriftsteller wird am Rhein von der stürmenden

Jugend, Goethe an der Spitze, verschlungen und — verstanden oder unverstanden — als Evangelium gepriesen.

Viel bedeutender noch als die literarische ist die mündliche Tradition, welche von Hamann auf Herder und von diesem auf Goethe führt. Zu ihrer Erkenntnis reichen die gedruckten Quellen lange nicht aus; es fehlt uns über den persönlichen Verkehr zwischen Hamann und Herder ganz und gar an Nachrichten, wie ja auch Goethes Erzählung in Dichtung und Wahrheit von den durch Herder in ihm niedergelegten Ideen kein ganz vollständiges Bild gibt. Wie man aber aus Goethes unmittelbar auf die Strassburger Periode folgenden Schriften und ihrer Uebereinstimmungen mit Herders gleichzeitigen und früheren Werken oder Aufzeichnungen auf den Inhalt ihrer Strassburger Gespräche zurückschliessen kann, so werden wir auch aus den Uebereinstimmungen, welche Herders spätere Schriften mit den Hamann'schen der ersten Periode zeigen, manches über die in ihrem persönlichen Verkehr angeregten Ideen erfahren.

Hamann und Herder gehen beide in ihren Schriften von der Sprache aus; sie sind in erster Linie Philologen. Beide legen zuerst bei der Sprachphilosophie Hand ans Werk; Hamann sagt: »man müsse wissen nicht nur was die Wohlredenheit eines klassischen Schriftstellers, sondern was Schreibart überhaupt ist; über beide Dinge habe man noch so wenig philosophische Einsichten.« Schon frühe sammelt er deshalb allgemeine Betrachtungen über die menschliche Sprache überhaupt; ja auch die Gedanken über den Ursprung der Sprache mag Hamann bei Herder angeregt haben. Michaelis' Beantwortung einer Preisfrage der Berlinischen Akademie regte ihn zum Nachdenken über den Zusammenhang zwischen »den Meinungen und der Sprache«, d. h. dem Gedanken und dem Ausdrücke an; eines der bedeutendsten Capitel in Herders Fragmenten,

welches erörtert, wie Gedanke und Empfindung sich den Ausdruck bilden, geht auf diese Anregung Hamanns zurück und fand besonders Goethes Beifall. Wieder sehen wir, wie sich ein Schlagwort von Hamann bis auf Goethe fort-erbt. Hamann sagt: »Wer in einer fremden Sprache schreibt, der muss seine Denkungsart wie ein Liebhaber zu bequemen wissen — Wer in seiner Muttersprache schreibt, hat das Hausrecht eines Ehemannes, falls er dessen mächtig ist.« Der Gedanke pflanzt sich unter demselben Bilde auf Herder fort und noch Goethe zeichnet sich ihn, wohl aus Herders Munde, in seinem Strassburger Tagebuch auf: »Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.« Auch praktisch hat diese Maxime Hamanns auf Goethe eingewirkt. Wir wissen, wie oft er in seiner Jugend in fremden Sprachen geschriststellert hat. Wenn er jetzt nach der Erzählung von »Dichtung und Wahrheit« in Strassburg sein letztes französisches Gedicht macht, so wird das nicht weniger dem Einflusse dieses Hamann'schen Grundsatzes als der unbarmherzigen Kritik eines Franzosen zuzuschreiben sein.

Ueberall sucht Hamann das eigenthümliche und individuelle in der Sprache eines Volkes oder Schriftstellers aufzufinden. Ueberall schützt er »den in den Idiotismen wahrgenommenen Eigensinn« der Sprache und des Schriftstellers gegen die strenge Regel. »Ein Kopf, der auf seine eigenen Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun.« Ebenso wie Herder in den Fragmenten und im Torso auf Abbt überall das individuelle, »eigensinnige« in der Schreibart eines Schriftstellers empfiehlt. Ja Herder knüpft in den Fragmenten direkt an einen Satz Hamanns an, welchen die Literaturbriefe citirt hatten: »Die Reinigkeit der Sprache entzieht ihrem Reichthume, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit.« In Paris, meint Hamann, liessen sich jährlich ohne Auf-

wand vierzig gelehrte Männer aufbringen, die unfehlbar verstünden, was in ihrer Muttersprache lauter und artig und zum Monopol dieses Trödelkrames nöthig sei: »Einmal aber in Jahrhunderten geschieht es, dass ein Geschenk der Pallas, ein Menschenbild vom Himmel fällt, bevollmächtigt, den öffentlichen Schatz einer Sprache mit Weisheit, wie ein Sully, zu verwalten, oder mit Klugheit, wie ein Colbert, zu vermehren.« Den Vergleich der Sprache mit dem Gelde oder mit einem öffentlichen Schatze liebt Hamann und führt ihn mit Neigung aus. Auch bei Herder wird die Sprache gerne als vergrabener Schatz, als Schatzkammer gedacht; auch Herder stösst die Regelschmiede bei Seite und gesteht einem Muster durch sein königliches Beispiel mehr Entscheidung zu als zehn Wortgrüblern. Ein Epigramm des jungen Göthe beruht ganz auf denselben Vorstellungen:

Sprache.

Was reich und arm! was stark und schwach!
 Ist reich vergrabner Urne Bauch?
 Ist stark das Schwert im Arsenal?
 Greif milde drein, und freundlich Glück
 Fliesst Gottheit von dir aus!
 Fass an zum Siege, Macht, das Schwert
 Und über Nachbarn Ruhm.

Wenn Herder zuerst auf das provinzielle und dialektische in der Sprache Rücksicht genommen hat, so ist er gleichfalls durch Hamann dazu angeregt. Um griechisch zu verstehen, meint Hamann, müsse man die Dialekte und Figuren kennen; hierin bestehe die Schönheit und Schwierigkeit der griechischen Sprache. Das provinzielle und individuelle gehöre zum Charakter seines barocken Geschmacks, den er wohl nie werde verläugnen können. Wenn Herder veraltete Worte aus der alten deutschen Kernsprache wieder in die deutsche Schriftsprache aufgenommen wissen will,

so hat er wenigstens in der Verehrung der Luther'schen Sprache Hamann zu seinem Vorgänger. Und auch auf den Werth und die poetische Verwendbarkeit der Inversionen, für welche der Fragmentist mit solcher Entschiedenheit eintritt, hat Hamann vor ihm hingewiesen. Er sah in ihnen nicht nur einen Vorzug der deutschen Sprache vor den übrigen, besonders der französischen, sondern erkannte auch das Ansehen und die Würde, welche die invertirte Wortstellung eben durch ihre Kühnheit der poetischen Diction gebe.

Philologie und Geschichte stehen bei Herder im engsten Zusammenhange. Auch hier finden wir wie bei Hamann wenigstens die Anregung. In der Sprache jedes Volkes wollte er die Geschichte desselben finden; und wunderte sich deshalb, dass man die Geschichte des Menschengeschlechtes und unserer Seelen noch nicht von Seite der Sprache aus untersucht habe. Ein andermal schlägt er vor, die Schicksale des Namens oder des Wortes Philosophie nach den Schattirungen der Zeiten, Köpfe, Geschlechter und Völker zu studiren. Hamann besass einen lebendigen Sinn für Geschichte, wenn er denselben auch schriftstellerisch wenig bethätigt hat. Ueber die damalige Geschichte äussert er sich folgendermassen: »Das Feld der Geschichte ist mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen, das voller Beine lag, und siehe! sie waren sehr verdorret. Niemand als ein Prophet kann von diesen Beinen weissagen, dass Adern und Fleisch darauf wachsen und Haut sie überziehe. Noch ist kein Odem in ihnen, bis der Prophet zum Winde weissagt, und des Herrn Wort zum Winde spricht.« Diesen Odem hat ihnen freilich erst Herder und Joh. v. Müller eingeblasen. Aber schon für Hamann war die Philosophie ohne Geschichte Grillen und Wortkram. Wie Herder in den Fragmenten die Entwicklungsstufen der Menschheit mit denen des einzelnen

Menschen vergleicht, so sucht auch Hamann in der Gattung immer das Individuum. Seine erste Schrift schliesst mit dem Satze: dass die Fehler einzelner Menschen auch die Fehler ganzer Völker und Staaten seien. In der Geschichte des jüdischen Volkes findet er seine eigenen Verbrechen wieder und selbst in der Reisekarte der Israeliten sei die genaue Uebereinstimmung mit seinem Lebenslaufe nicht zu verkennen. Auch über die Anfänge des Menschengeschlechtes hatte Hamann viel nachgedacht und sogleich nach den »Denkwürdigkeiten des Sokrates« einen halben Bogen über dieses Thema zu Papier gebracht. Leider gerieth dieser Bogen in Verlust und wir wissen nicht, inwieweit sich der Fragmentist etwa in seiner Eintheilung der Epochen der Dichtung an Hamann anschliesst. Von Hamanns eigenen Gedanken, welche sich unzweifelhaft an Blackwells Homeruntersuchungen anlehnten, werden wir auch nur wenig errathen. Blackwells Buch erschien 1757, als Hamann in London war, und schon in seinem Lebenslauf (1758) findet sich der Satz: dass die Maler die ersten Schreibmeister, die Poeten und Redner die ersten Schriftsteller gewesen seien; ein Gedanke, den Hamann seinen Freunden wiederholt mit besonderer Vorliebe ans Herz legt. Am bestimmtesten, aber freilich noch unbestimmt genug, wird er in den Kreuzzügen ausgesprochen: »Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerei als Schrift; Gesang als Deklamation; Gleichnisse als Schlüsse; Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage ein Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens sassen sie; — — und thaten ihren Mund auf — zu geflügelten Sprüchen.« Damit weist Hamann über die Alten bereits hinaus auf neue Quellen der Poesie und Erdichtung. Um das Urkundliche der Natur zu treffen, waren ihm

Griechen und Römer durchlöcherte Brunnen. »Gerade als wenn unser Lernen ein blosses Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtnis zu bilden. Warum bleibt man aber bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verlässt die lebendigsten Quellen des Alterthums? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern.«

Welche grosse Bedeutung der Satz: »Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts« unter Herders Händen für unsere Literaturgeschichte erlangt hat, soll hier nicht erörtert werden. Herder ist hier seinen eigenen Weg weiter gegangen und hat von hier aus die Anwendung auf die Volkspoesie gemacht. In Hamanns Schriften ist von Volksdichtung und Volksliedern nur ein einziges Mal die Rede, freilich in einem Tone, welcher errathen lässt, dass der Verfasser weit mehr über diesen Gegenstand nachgedacht hat, als er mitzuthellen für gut findet.

Hamanns Gedanken über das Volkslied schliessen sich an metrische Erörterungen an. Auch auf diesem Gebiete ist Herder nur der Nachfolger Hamanns, wenn er in den Fragmenten das Klopstock'sche freie Silbenmäss empfiehlt. Hamann sieht in dem freien Gebäude, welches sich Klopstock, dieser grosse Wiederhersteller des lyrischen Gesanges, erlaube, einen »Archaismus, welcher die räthselhafte Mechanik der heiligen Poesie bei den Hebräern glücklich nachahmt.« Er beruft sich auf dieselbe Stelle der Literaturbriefe, an welche auch Herder später in den Fragmenten anknüpft. Lessing nennt dort (51. Brief) das Klopstock'sche Silbenmass »eine künstliche Prosa in alle kleine Theile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmasses ansehen kann.« Und um die Nachahmung aus dem Hebräischen zu zeigen, stellt Hamann eine Anmerkung Michaelis' zu Lowths Vor-

- lesungen über die heilige Poesie der Hebräer daneben, wo es von dem Versmass dieser ältesten Dichtungen heisst: »Die Betrachtungen oder Empfindungen der ältesten und heiligsten Dichter scheinen sich von selbst in symmetrische *Zeilen* geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein (vorgemaltes noch gesetzkräftiges) Silbenmass haben.« In einer Anmerkung findet Hamann Klopstocks musikalisches Silbenmass besonders für einen Sänger, der nicht gemein sein will, zum Feierkleide der lyrischen Dichtkunst angemessen; sowie Herder in den Fragmenten dasselbe Versmass besonders für die hohe Ode empfiehlt. Goethe ist bekanntlich diesen Aufforderungen Hamanns und Herders nachgekommen. Nicht blos seine Nachahmungen Pindars im Anfange der siebziger Jahre, die Sturm- und Drangoden, sondern auch die hohen Oden der Weimaraner Zeit, in welcher zuerst der Dichter die unter dem Einflusse der Frau von Stein errungene klassische Lebensanschauung ausspricht, sind in diesem Versmass gedichtet.

Und von hier aus kommt Hamann, wie gesagt, andeutungsweise auch auf das Volkslied zu sprechen. Er setzt dem ungebundenen Versmass des deutschen Pindar (Klopstock) das monotonische Metrum des Homer entgegen und will auf einer Reise durch Kurland und Livland die Erklärung des letzteren gefunden haben: »Es gibt in angeführten Gegenden gewisse Striche, wo man das lettische oder undeutsche Volk bei aller ihrer Arbeit singen hört, aber nichts als eine Cadenz von wenig Tönen, die mit einem Metro viel Aehnlichkeit hat. Sollte ein Dichter unter ihnen aufstehen: so wäre es ganz natürlich, dass alle seine Verse nach diesem eingeführten Massstab ihrer Stimmen zugeschnitten sein würden. Es würde zu viel Zeit erfordern, diesen kleinen Umstand (*ineptis gratum fortasse — qui voluit illa calamistris inurere*) in sein gehörig Licht zu setzen, mit mehreren Phänomenen zu

vergleichen, den Gründen davon nachzuspüren, und die fruchtbaren Folgen zu entwickeln —«. Mit einem Gedankenstrich von literar-historischer Bedeutung bricht Hamann ab.

Auch in seiner Shakespeare-Verehrung ist Herder ein Schüler Hamanns, bei dem er Shakespeare nicht bloss kennen sondern auch lesen gelernt hat. Leider hat sich Hamann nirgends über Shakespeare näher ausgesprochen. Dass er ihn als Genie an die Seite Homers setzte, wissen wir bereits. Aber wie sehr musste einer Beurtheilung Shakespeares zu Gute kommen, was Hamann gelegentlich einmal über das burleske und wunderbare sagt: »Wenn Diderot das burleske und wunderbare als Schlacken verwirft, so verlieren göttliche und menschliche Dinge ihren wesentlichen Charakter. Brüste und Lenden der Dichtkunst verdorren . . . Das burleske verhält sich zum wunderbaren, das gemeine zum heiligen wie oben und unten, hinten und vorn, die hohle zur gewölbten Hand«. Auf eine ganz ähnliche Weise rechtfertigt der junge Goethe die Mängel Shakespeares, unter denen der damaligen Kritik ja hauptsächlich das burleske zum Anstoss gereichte, als die nothwendige Kehrseite des Guten: »Das, was wir böse nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lapland einfrieren muss, dass es einen gemässigten Himmelsstrich gebe«.

Und in wie vielem anderen zeigt sich noch der Einfluss Hamanns auf Herder! Hamann hatte zuerst den Gedanken, dass alle Anmerkungen Winckelmanns über die Malerei und Bildhauerkunst auf ein Haar einträfen, wenn sie auf Poesie und andere Künste angewandt würden: und er weist seinem Freunde in der Anzeige der kritischen Wälder geradezu die Aufgabe an die Verdienste des Winckelmann zu übertreffen. Bekanntlich hat Herder den Gedanken ein Winckelmann für die Geschichte der Dichtkunst zu

werden, lange in sich getragen und endlich auf Friedrich Schlegel vererbt, so dass noch die Romantik von diesem Gedanken Hamanns angeregt wurde. Wenn Hamann nach einer Lektüre der *Odyssee* Bodmern und Klopstock den Vorwurf macht, sie hätten Homer nicht anders als im kleinen, im Detail nachzuahmen verstanden, so hat Herder gewiss aus einer ähnlichen Aeußerung Hamanns die Anregung zu einem Capitel der *Fragmente* genommen, in welchem er die beiden deutschen Dichter eingehend mit Homer vergleicht. Hamanns Gedanken über Lessings Fabeltheorie haben vielleicht auch die Abhandlung: *Aesop und Lessing* veranlasst, welche Herder in die zweite *Fragmentensammlung* eingeschoben hat. Ueberhaupt scheint sich die Kälte oder Opposition gegen Lessing von Hamann auf seine Schule vererbt zu haben. Hamann sagt, um Lessing mit Nutzen zu lesen und von ihm zu lernen, müsse man ihn mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, als er den Breitinger. »Wehe dem, der solche Köpfe nachahmen will! Wehe dem, der sich untersteht sie anzugreifen, ohne sich einer Ueberlegenheit mit Recht anmassen zu können!« Herder hat sich diese Ueberlegenheit in den kritischen Wäldern wirklich angemasst. Auch die Opposition Herders gegen die *Literaturbriefe* haben wir bereits auf Hamann zurückgeführt; und wenn Herder sich lange mit einem Plane eines Lehrgedichtes über die menschliche Seele trägt, so will Hamann die Geschichte derselben aus der Sprache geschrieben haben.

Kein Wunder also, wenn Hamann bei der Lektüre der Herder'schen *Fragmente* alte verbleichte Begriffe wieder in sich aufleben fühlte; und mit vollem Rechte konnte er an Hartknoch schreiben: »Es ist wahr, einige meiner Samenkörner scheinen sich durch Herders Fleiss und Feder in Blumen und Blüthe~~x~~ verwandelt zu haben; ich wünschte aber lieber Früchte und reife.«

Vorübergehend wenigstens muss Hamanns Verhältnis zu den Stürmern und Drängern berührt werden. So lächerlich Hamann auch den Sturm und Drang fand, den Dichtern dieser Richtung zeigte er eine rege Theilnahme. Das Urtheil über Goethes Götz machte seinem Scharfblicke alle Ehre: »Der Name seines Götzen wird wohl ein Omen für unseren theatralischen Geschmack sein oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie.« Werthers Leiden gefielen ihm weniger; sie schienen ihm ein blauer Dunst, und der ganze Roman gegen Romeo und Julie nur im Kanzleistyl der Liebe geschrieben. Von Goethes späteren Werken hatten besonders »die Vögel« seinen Beifall, der spätere Nachklang seiner Frankfurter Pasquillendichtung. Wenn Goethes Harlekinpeitsche sonst wenig nach Hamanns Geschmack war, so begreifen wir wohl, was ihn hier besonders anziehen mochte: es war die Satire gegen Kunst-richter und Publikum, ein Lieblingsthema auch der Hamannschen Muse. Wider alle seine damalige Gewohnheit widmete er den Blättern von deutscher Art und Kunst eine halbe Nacht; die Autorschaft der meisten Aufsätze, auch des Goëthe'schen schrieb er Herdern zu. Von vielen wurde Hamann auch für einen Mitarbeiter der Frankfurter gelehrten Anzeigen gehalten, von denen er aber erst im Mai 1774, also nachdem die Zeitschrift ihre Bedeutung für den Sturm und Drang bereits verloren hatte, ein Probestück zu Gesichte bekam. Mit den übrigen Stürmern und Drängern stand Hamann zum Theile in persönlichen Beziehungen. Zwar Lenz scheint er nur oberflächlich gekannt zu haben; aber Merk besuchte ihn, als er 1773 aus Petersburg zurückkehrte. Er hinterliess den übelsten Eindruck bei dem Magus, der ihn in einem Briefe wortspielend als Meerkatze aufführt. Durch den Kraftapostel Kaufmann, der ihn im Frühjahr 1777 besuchte, liess auch Hamann sich imponiren. Mit Lavater stand Hamann wenigstens in freundschaftlichem

Briefwechsel und, sowie mit Anfang der achtziger Jahre der Briefwechsel mit Herder spärlicher wird, so entspinnt sich um diese Zeit eine rege Correspondenz mit Friedrich Heinrich Jakobi, welche später zu persönlicher Bekanntschaft führte. Im Jahre 1785 empfing Lavater einen zweimaligen Besuch von F. L. Stolberg, mit dem ihn verwandte religiöse Ansichten in Einklang brachten.

Hamanns Eintritt in eine amtliche Stellung unterbrach seine schriftstellerische Thätigkeit. Erst das Erscheinen von Herders Preisschrift »Ueber den Ursprung der Sprache« rief eine *zweite Periode* derselben (1772—1776) hervor. Hamann selber schreibt an Hartknoch: »Wie ich eben so voll von Planen als Herder war, wurde ich auf einmal in meiner tollen Laufbahn unterbrochen. Er hat mich wieder aus meinem Schlummer halb erweckt«.

Wie Hamann früher gegen seine Freunde Moser und Mendelssohn polemisiert hatte, so wies er jetzt auch gegen seinen besten Freund Herder den kritischen Zahn. In Besprechung und Widerlegung der Herder'schen Ansicht eines menschlichen Ursprungs der Sprache kann er sich gar nicht genug thun; so sehr liegt ihm das Thema am Herzen. Eine ganze Reihe von Aufsätzen sind durch Herders Preisschrift hervorgerufen. Und auch hier hatte Hamann, wenn er Herder als abtrünnigen ansehen und bezeichnen musste, keine Furcht, sich mit Herder persönlich zu entzweien. Durch die Kreuzzüge mit dem pythischen Sieger wollte er vielmehr seine Freundschaft mit Herder erst verewigen. Ein schonungsloses Auftreten in literarischen Dingen lag nun einmal in seiner Art, von welcher er nicht lassen konnte.

Zuerst zeigt er Herders Preisabhandlung in den Königsberger gelehrten Anzeigen an; und schon hier knüpft sich an das Referat in kurzen Zusätzen unverholener, verletzender Tadel: Herder habe, anstatt eine Hypothese zu liefern,

eine Hypothese zu verdrängen gesucht. Wenn Hamann sonst im Stile Handlung suchte und wünschte, so fand er hier in Herders Schreibart viel Action »im theatralischen Verstande«, aber im Inhalte wenig von der durch Herder gepriesenen menschlichen Besonnenheit. Ja eine citirte Stelle bezeichnet er geradezu als Gallimathias. Am Schlusse ruft er den kabbalistischen Philologen, also sich selber, zur Entscheidung der Frage auf. Und wirklich erscheint dieser bald darauf in den Königsberger gelehrten Anzeigen in der Maske des Schulmeisters Aristobulus¹⁾ und zwar wieder als sein eigener Gegner, als »Abfertiger« des Recensenten der Herder'schen Preisschrift. Er entschuldigt vorerst sein langes Verstummen damit, dass der Philologe jetzt unter Frohnvögten längst in ein erzapulejisches Lastthier verwandelt sei und fünf Stunden Morgens und vier Stunden Abends Säcke zu tragen habe. Trotz des fingirten Widerspruches gegen den Recensenten bleibt die Opposition gegen Herder aufrecht. Erfindung und Vernunft, sagt Hamann, setzen ja schon eine Sprache voraus und lassen sich eben so wenig ohne die letztere denken, wie die Rechenkunst ohne Zahlen; ein Gedanke, den Hamann später in die Formel gebracht hat, »Vernunft ist Sprache, λόγος«. In einer dritten Schrift: »Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache« fasst Hamann die ganze Frage von dem Standpunkte auf, von welchem er auch die Offenbarung gerne betrachtete. Es ist einer seiner Lieblingsgedanken: dass Gott bei Mittheilung der Offenbarung sich der schwachen Fassungskraft der Menschen anbequemt habe;

¹⁾ Unter diesem Namen hatte Hamann schon über eine andere Preisausschreibung der Berliner Akademie geschrieben: »über den wechselseitigen Einfluss der Sprache auf die Meinungen und der Meinungen auf die Sprache«, bei welcher Michaelis den Preis erhalten hatte.

und ebenso habe ein höheres Wesen, das durch unsere Zungen wirken wollte, diese Wirkungen sich der menschlichen Natur analogisch äussern lassen müssen, und in dieser Beziehung könne der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich sein und scheinen.

Als Herder diese Schriften zu Gesichte bekam, war er empört. Zu lange war er von seinem Sokrates entfernt, um seine faunische Laune in gewohnter Weise zu ertragen. Die Recension nannte er Härtknoch gegenüber ein hämisches Pasquill, das er um Hamann nicht verdient habe. Die beiden anderen Schriften waren ihm nicht ihrem ganzen Inhalte nach verständlich; was er aber aus ihnen verstand, schien ihm mit seiner Ansicht gar nicht im Widerspruch zu stehen, sondern nur auf ein Wortspiel hinauszulaufen: »Was menschlich ist, ist göttlich; und wenn Gott durch den Menschen wirkt, wirkt er menschlich.« War also von Herders Seite kein Grund zu einer sachlichen Gegnerschaft vorhanden, so kam Hamann durch ein liebevolles Schreiben auch einer persönlichen zuvor. Herder war ausserdem mit dem Inhalte der Preisschrift selbst bald unzufrieden geworden und wollte in einer folgenden Schrift (der ältesten Urkunde) gerade das Gegentheil davon zeigen. Er schrieb an Hamann: »Auch versichere ich Ihnen, dass die Denkart dieser Preisschrift auf mich so wenig Einfluss hat, haben kann und soll, als das Bild, das ich jetzt an die Wand nagle.«

Diese freimüthigen Aeusserungen Herders nahm Hamann als offenes Sündenbekenntniss und fühlte sich bewogen, der stillen Ohrenbeichte seines Freundes ein öffentliches absolvo vor den Augen und Ohren des ganzen Volkes folgen zu lassen. Zu diesem Zwecke schrieb er die »*philologischen Einfälle und Zweifel über eine akademische Preis-Schrift*«. Im ersten Theile sucht er Herder mit Gründen der Logik zu widerlegen. Er findet einen Wider-

spruch zwischen den beiden Theilen des Herder'schen platonischen Beweises. Während der negative Theil die Gründe enthalte, dass der Mensch kein Thier sei, suche der positive gerade das Gegentheil zu beweisen: dass der Mensch doch ein Thier sei; dass die Erfindung der Sprache dem Menschen ebenso wesentlich sei als der Spinne ihr Gewebe, der Biene ihr Honigbau; dass nichts mehr dazu gehöre als den Menschen in den Zustand der Besonnenheit zu setzen, der ihm — eigen sei, um dasjenige zu erfinden, was ihm — schon natürlich ist. In dem zweiten Theile folgt nun das absolvo, wobei aber Hamann auch das Sündenbekenntnis Herders public zu machen für nöthig fand. Er umarmt und segnet in dem gekrönten pythischen Sieger seinen Freund Herder, gegen den er bisher mit verbundenen Augen gefochten habe. Hatte Herder in seinem Schreiben an Hamann die Zumuthung abgelehnt, etwas in seiner Schrift bewiesen zu haben, was »vor einer erlauchten kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften« zu beweisen nicht seine Sache gewesen sei, so schiebt ihm Hamann die Absicht unter, dass es ihm ja gar nicht Ernst gewesen sei sein Thema zu beweisen. Hatte Herder darauf hingewiesen, dass die Leibnitz-ästhetische Hülle ja die einzige Maske war, unter welcher er hätte erscheinen können, so macht Hamann daraus: Herder habe nicht anders gekonnt, als die Offenbarungen und Ueberlieferungen seines Jahrhunderts zum Grunde seiner Abhandlung legen, und seinen Beweis auf Sand, Stückwerk, Holz, Heu und Stoppeln bauen — ja er erlaubt sich Herders Abhandlung überhaupt nur für eine Satire auf ein arges, ehebrecherisches Geschlecht auszugeben.

Um die Neugierde des Lesers nicht zu lange hinzuhalten, schicke ich voraus, dass die »Zweifel und Einfälle« ungedruckt geblieben sind. An sie anknüpfend hat Hamann eine Reihe der seltsamsten Autorwunderlichkeiten begangen.

Kurz vorher hatte er sich in seinem Amte einen monatlichen Gehaltsabzug von 5 Thalern gefallen lassen müssen. Er stak in Schulden; und nach seinem eigenen Bekenntnisse war kein Druck empfindlicher für sein Gemüth als Geldschuldner zu sein, und eine solche »lächerliche Verlegenheit« konnte den sonderbarsten Einfluss auf sein Gemüth nehmen. Schon in den »Einfällen und Zweifeln« hatte er Friedrich den Grossen glorificirt, und am Schlusse in der begeisterten Apostrophe an Herder seinem würdigsten Freunde für den Fall seines Todes seine Kinder zur Erziehung vermacht. In einer französischen Epistel: »*Au Salomon de Prusse*« (Friedrich II.) knüpft er an dieses Vermächtnis an und setzt seine Verherrlichung Friedrichs II. fort. Die Absicht durch Friedrich entweder die Aufhebung des Abzuges oder eine andere Entschädigung, vielleicht gar ein Prytaneum zu erlangen, ist ganz deutlich; und Hamanns Episteln vergleichen sich etwa den Gesuchen, mit welchen die Karschin den grossen Friedrich zu belästigen liebte. Hamanns Brief sollte zugleich mit den »Einfällen und Zweifeln« erscheinen; eine Schrift, welche mit der Berliner Akademie in Beziehung stand, konnte nach Hamanns Raffinement von dem Könige schwer übersehen werden. Aber noch nicht genug der Wunderlichkeiten! Diese beiden Schriften trägt Hamann dem Berliner Buchhändler Nikolai zum Verlage an, und als dessen Antwort ausbleibt, lässt er das »*Selbstgespräch eines Autors, gedruckt in der Unterwelt mit D. Faustens eigener Hand und unter seinem Mantel*« erscheinen. In der Maske eines Chinesen bietet Hamann dem berühmten Verleger beide Schriften, von denen er einen Auszug gibt, nunmehr öffentlich zum Verlage an und auch hier schliesst er mit einer Lobpreisung Friedrichs des Grossen. Nur diese Schrift bekam Herder zu Gesicht und veranlasste Hamann mit Rücksicht auf seine geistliche Stellung zur Unterdrückung der

»Zweifel und Einfälle«. Nikolai lehnte ohnedies in einer Erwiderung, welche er unter dem Namen Coelius Serotinus »an den Magum im Norden« drucken liess und worin er Hamanns Stil sehr unglücklich und gekünstelt nachzuahmen suchte, den Verlag ab und schickte ihm seinen Nothanker; worauf Hamann, an eine französische Fassung der Faustsage anknüpfend, wieder in der »Hexe zu Kadmonbor« replicirte. Hamann aber liess sich nicht abhalten noch eine Reihe anderer, für den König bestimmter Schriften in französischer Sprache: Episteln an Berliner Gönner, durch welche er den Weg zum König zu finden hoffte u. dgl. drucken zu lassen. Einer der letzteren gibt er sogar ein Tableau seiner Finanzen während seiner sechs Dienstjahre bei, welches mit einem Deficit von 700 Thalern endet. Dass derlei Publikationen und Ausfälle auf Amtsverhältnisse ihn bei seinen Vorgesetzten und, wie es scheint, auch in Berlin missliebig machten, ist eben nicht zu verwundern.

In diesen wiederholten Ausfällen gegen die Preisabhandlung hatte sich Hamanns Oppositionslust erschöpft. Er befolgte nunmehr die Maxime: es mit Herder gegen seine Gegner und wider ihn mit seinen Freunden zu halten. Er vertheidigt Herder in der Königsberger gelehrten Zeitung gegen Schlözer und schreibt nach dem Erscheinen der »ältesten Urkunde«: »Wie das ganze Publikum vom Beifalle Ihrer Preisschrift rohreifte, war mein Fell allein trocken. Wenn gegenwärtig das ganze Publikum dürr sein sollte, so möchte jetzt mein Beifall für Sie träufeln«. Wir wissen, dass auch Hamann über das Thema der »ältesten Urkunde« nachgedacht hatte und Herder schreibt ihm deshalb bei Uebersendung derselben: »Sie sollten hievon singen, nicht ich«. Auch über die älteste Urkunde liess sich Hamann vernehmen; diesmal unter der Maske des Oberzöllners Zachäus: »*Christiani Zachaei Telonarchi Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Ge-*

schlechts. In zwei Antwortschreiben an Apollonium philosophum« d. i. Kant, ohne dessen Briefe die Antwortschreiben eigentlich gar nicht zu verstehen sind. Wirklich verhält er sich diesmal zustimmend. Herder bekannte, dass Hamann seinen Sinn und Zweck nicht bloß wohl gefasst, sondern auch sehr gesäubert und idealisirt habe. Hamanns Winke sollten ihm in der Folge auf seiner Bahn zu Hülfe kommen, dass er ein reineres und sicheres Ziel nehme.¹⁾

In einer zweiten Gruppe von Schriften dieser Periode führt Hamann rüstiger und muthiger den Kampf gegen die Aufklärung fort, der in den Schriften der ersten Periode hinter der Philologie versteckt liegt. Ueberall vertheidigt er Glauben und Christenthum gegen den Götzen der »so genannten allgemeinen, gesunden und geübten Menschenvernunft«, welche der »wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbstruhm« sei, gegen den Deismus, die Toleranzidee und Freigeisterei der Nikolaiten. Der Glaube, sagt Hamann, gehört zu den natürlichen Bedingungen unserer Erkenntniskräfte und zu den Grundtrieben unserer Seele. Ueberall lehnt er sich auch hier an eine bestimmte Schrift an. Der »*Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates. Von einem Geistlichen in Schwaben*«²⁾,

¹⁾ Hamann schliesst diesen Aufsatz »mit dem Machtspruch des grössten Kunstrichters und Kryptophilologen P. P., der zuerst ein heiliger Liebhaber der Wahrheit und Unschuld war, wie aus seiner Quaestione academica und typischem Händewaschen zu ersehen«: »Quod scripsi, scripsi«. Danach Goethe in »les Künstlers Fug und Recht«: »Und was ich gemalt hab', das hab' ich gemalt«.

²⁾ Den Titel ahmt Goethe in »Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben« nach. Hamann hatte die Schrift bereits Ende November 1772 nach Schwäbisch-Hall in den Druck geschickt. Aber noch Mitte Januar wusste er nichts von dem Schicksale der Handschrift. Für die Datirung der »biblischen Fragen« Goethes sind

liegt Eberhards »Neue Apologie des Sokrates« zu Grunde; auch hier knüpft Hamann in fremder Person an seine eigene Schrift an. Die »*Neue Apologie des Buchstabens h*«, in welcher Hamann als Schullehrer auftritt, ist gegen den »ausserordentlichen Religionslehrer« Damm gerichtet. Orthographie und Orthodoxie behandelt Hamann auch später als zusammengehörige Dinge. Am Schlusse der Schrift ergreift der Buchstabe h zu seiner eigenen Rechtfertigung selbst das Wort, wobei sich der Verfasser wieder an Grimms, von der Gottsched übersetzte Epistel »der kleine Prophet von Böhmisches-Breda« anschliesst. Die »*Hierophantischen Briefe*« endlich sind gegen den Hofprediger Dr. Stark gerichtet. Hamann tritt hier unter der Maske eines Königsberger Vettius Epagethus (Märtyrer unter Verus) auf.

Auch hier ist Hamann den Recensenten seine Antwort nicht schuldig geblieben. Gegen eine Recension von mehreren dieser Schriften in der »Allgemeinen deutschen Bibliothek« schrieb er die »*Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der Allgemeinen deutschen Bibliothek*«. Schon im Titel ein Stich auf Nikolai, der den Verlag der philologischen Zweifel und Einfälle abgelehnt hatte. Auch hier wird die orthographische Frage mit der Polemik gegen die Aufklärung verbunden. Die Einkleidung ist besonders wunderlich: Abigail (1. Sam. XXV) schreibt an ihren Vetter Nabal. Die Mystification und das Versteckspielen mit seiner Autorschaft hat Hamann hier auf die Spitze getrieben und sich gleichsam selbst überboten, wenn er die Schrift in der Königsberger gelehrten Zeitung in einem Tone zur Anzeige bringt, der allgemein für Tadel ge-

diese Angaben von Wichtigkeit. Sie bestätigen gleichfalls die Richtigkeit des Datums, welches Göthe denselben vorgesetzt hat (M. den 6. Febr. 1773).

nommen wurde und ihm selbst von Seite seiner Freunde ein mitleidsvolles Bedauern eintrug.

In den Jahren 1777 und 1778 macht Hamann wiederholt vergebliche Ansätze zur Schriftstellerei. Eine Reihe von Skizzen, denen er den seltsamen Titel »Schürze von Feigenblättern« geben wollte, entwirft er; aber sie blieben unausgeführt. Umsonst muntert ihn auch Herder auf die Fortsetzung seiner Schriftstellerei wenigstens als Geschichte seines Geistes und Lebens nicht zu unterlassen, wenn sie auch sonst nichts wäre. Auch was Hamann in den folgenden Jahren fertig bringt, ringt sich immer langsamer los, zieht sich immer mehr in die Länge und bleibt endlich ganz im Stocken. Eine Erschlaffung seiner prophetischen Kraft ist nicht nur hierin, sondern auch in dem Inhalte seiner Schriften zu erkennen. Nur der Kampf gegen die Aufklärung, die grosse Sache, welcher er sein Leben geweiht hatte, gab ihm noch Kraft und Sehnen zur Schriftstellerei. Die ahnende Kraft aber hat ihn bereits soweit verlassen, dass er Kants sich entwickelnde Philosophie mit der Philosophie der Aufklärung für identisch hält und beide in einen Topf wirft. Auf dem Gebiete der Dichtung und der schönen Literatur war der Kampf der neuen Schule mit den Aufklärern in den siebziger Jahren geführt worden. Hier gab die dichterische Kraft den Ausschlag; und Goethen hatte die Aufklärung keinen ebenbürtigen Dichter an die Seite zu setzen, auch Lessings Nathan kam dichterisch neben dem Götz nicht in Betracht. In der Philosophie und Theologie dagegen entbrannte der Kampf der Aufklärung mit den »Sehern« und Gläubigen des Sturmes und Dranges erst in den achtziger Jahren über dem Grabe Lessings mit neuer Heftigkeit. Wir kennen Hamanns Hass gegen die Aufklärung aus den früheren Perioden.

Jetzt definirt er sie gelegentlich des Kant'schen Aufsatzes: »Was ist Aufklärung?« mit folgenden Worten: »Die Aufklärung unseres Jahrhunderts ist ein blosses Nordlicht, aus dem sich kein kosmopolitischer Chiliasmus als in der Schlafmütze und hinter dem Ofen wahrsagen lässt. Alles Geschwätz und Raisoniren der eximirten Unmündigen, die sich zu Vormündern der selbst unmündigen, aber mit *couteaux de chasse* und Dolchen versehenen Vormünder aufwerfen, ein kaltes, unfruchtbares Nordlicht ohne Aufklärung für den feigen Verstand und ohne Wärme für den feigen Willen; und die ganze Beantwortung der aufgeworfenen Frage eine blinde Illumination für jeden Unmündigen, der im Mittage wandelt.¶ Der menschlichen Vernunft traute Hamann zwar die Erkenntnis des Irrthums zu; er hält sie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. »Der letzte Zweck des Forschers ist, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen lässt — und folglich nicht zum Ressort der Vernunft gehört.« Schon dadurch, dass Vernunft nach Hamanns Ansicht die Sprache voraussetzt, dass sie mit der Sprache und die Begriffe mit Wörtern verwechselt werden, schon dadurch ist sie als alleinige Führerin des Menschen unmöglich.

Diese Gedanken beherrschen die *Schriften der dritten Periode* (1779—1784).

Zur Hochzeit seines Freundes Hartknoch hatte Hamann schon 1757 den »*Versuch einer Sibylle über die Ehe*« geschrieben, worin er, der ledige Ehemann, die Ehe als den köstlichsten Grund- und Eckstein in der ganzen Gesellschaft preist. An diesen Versuch knüpft Hamann in der ersten Schrift der dritten Periode wieder an: »*Fragmente einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien*«. Es war ihm in dieser Schrift eigentlich blos darum zu thun die falschen Folgerungen, die man aus den wenigen und dunklen Datis über die Mysterien des Heidenthums ziehe,

recht ins Licht zu setzen. Aber viel deutlicher als diese Absicht ist die Polemik gegen den Rationalismus. Die Toleranzidee der Aufklärung sei das hölzerne Pferd, wodurch sie in punischer Kriegslist sich die enge Pforte zu erweitern strebe, um das letzte Palladium der menschlichen Natur (d. i. den Glauben) zu holen. Nur auffallend ist es, dass Hamann sich bei solchen Gesinnungen an Lessings Nathan, der doch gleichfalls die Toleranzidee vertritt, weiden konnte. Aber überhaupt trennt er Lessings Sache überall von der Aufklärung. Im Streite Lessings mit Götze stand er auf der Seite des ersteren, war aber doch der Meinung, dass auch Lessing schwerlich ohne einen Flecken aus demselben hervorgehen werde.

In den »zwei Scherlein zur neuesten deutschen Literatur« knüpft Hamann wieder die Polemik gegen die Aufklärung an orthographische Fragen, besonders an Klopstocks Rechtschreibung, an. Er verwirft Klopstocks Grundsatz einer phonetischen Schreibung. Die Orthographie, welche nach dem Grundsatz: »schreibe wie du sprichst« entsteht, die von Hamann sogenannte Otographie ist (wie er an Herder schreibt) dasselbe Steckenpferd, was Theologie nach der Vernunft. Diejenigen, welche schreiben wollten wie sie sprächen, waren ebenso seine Gegner, als die andern, welche nichts glauben wollten, als was sich hören oder mit Händen greifen lässt. Schreiben, dass man höre, schien ihm so unverständlich als gemalte Gerüche. Was Hamann gegen den von ihm sonst so hoch geachteten Klopstock derart in Harnisch bringen konnte, begreift sich leicht. Es war nicht der circulus vitiosus, den er ihm nachweisen konnte: indem Klopstock einerseits gewissen Gegenden Deutschlands durch die allgemeine Rechtschreibung die richtige Aussprache zuerkennen wollte und andererseits wieder umgekehrt die Rechtschreibung nach der Aussprache regulieren wollte. Sondern es war die Unter-

drückung des besonderen, einheimischen, eigenthümlichen in der Sprache der verschiedenen Gegenden, die »Ausschliessung tonhafter und hörbarer Bestimmungen«, welche eben darin lag, dass die Aussprache gewisser Gegenden zur Norm und Richtschnur genommen werden sollte. Das individuelle, dialektische aber war für Hamann die Seele der Sprache; man durfte sie nicht antasten, ohne von ihm angegriffen zu werden. Das richtige, regelmässige, bestimmte schien ihm nicht die nothwendigste Eigenschaft der Sprache; sondern die Freiheit, Lebendigkeit und der Ueberfluss. Klopstock wollte durch anhaltende Bemühungen dem unbestimmten Festigkeit geben und das überflüssige schneiden. Hamann meint, durch solche Bemühungen arte alle Freiheit zum Mechanismus aus; der Leichnam werde verwandelt zum Skelett und das Netz der Erde zum Totenkopf. Nichts widerspreche mehr der Natur und dem Fortgange der Sprachen als jüdische oder chinesische Pünktlichkeit, monachischer Lakonismus, Cyklopismus und Eunuchismus. »Utinam abscondantur! Gal. V., 12.« Zu einer Wiedergeburt unserer Rechtschreibung gehöre mehr, als ein Krebsgang jenseits des vierzehnten Jahrhunderts und seiner Mönchenschrift: »Wer nicht in die Gebärmutter der Sprache, welche die Deipara unserer Vernunft ist, eingeht, ist nicht geschickr zur Geistestaufe einer Kirchen- und Staatsreformation.« Die Geistestaufe einer Kirchen- und Staatsreformation nennt Hamann die Wiedergeburt unserer Rechtschreibung. So eng stehen in seinen Gedanken Sprache, Religion und Staat im Zusammenhange. Ohne Sprache keine Vernunft, ohne Vernunft keine Religion, ohne Vernunft, Sprache und Religion kein Staat. Wahrheiten und Vorurtheile in Dogmatik, Grammatik und Politik betrachtet Hamann daher immer in Uebereinstimmung mit einander; wenn er auch anderseits den Anhängern Klopstocks nicht folgt, welche die Orthographie

mit Zwangmassregeln durchführen und Fürsten und Obrigkeiten zu ihrer Ausbreitung in Anspruch nehmen wollten.

Leider hat sich Hamann durch seine Polemik wider die Aufklärung auch zur Opposition gegen Kant verleiten lassen. Zwar Anfangs fanden sich zwischen den beiden persönlich befreundeten Männern viele Berührungspunkte vor. Auch der junge Kant führte ja das schöne Sokratische Wort: »ich weiss nicht« gerne im Munde und wollte die Metaphysik als eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft bezeichnen. Aber schon der Titel von Kants neuer Schrift: »Kritik der reinen Vernunft« musste bei Hamann Anstoss erregen. Hamann war der erste Leser derselben; er erhielt sie noch früher als Kant selbst in den Aushängebogen. Sogleich schrieb er auch eine Recension, die aber (wie alle seine Schriften gegen Kant) damals ungedruckt geblieben ist, weil er seinen Freund und Wohlthäter nicht vor den Kopf stossen wollte. Es begreift sich dass Hamann für Kants Schrift kein Verständnis hatte, dass ihm alles auf Schulfuchserie und leeren Wortkram hinauszulaufen schien. Der Sturm und Drang war eine einseitige Richtung; historisch vollständig berechtigt in seiner Opposition gegen die Aufklärung, aber deshalb nicht weniger als diese in Eigenheit befangen. Nach den Tollheiten der Siebziger Jahre musste das Wort »Vernunft« wieder zu Ehren kommen, und Kant hat es wieder zu hohen Ehren gebracht. Seine Philosophie ist die Philosophie der klassischen Periode unserer Literatur, welcher weder Hamann noch Herder zu folgen vermochten. Dass Kant auch die Religion durch ihre Heiligkeit, die Gesetzgebung durch ihre Majestät vor der Prüfung durch die Vernunft nicht geschützt hielt, stellte ihn in Hamanns Augen bereits in die Schaar der Aufklärer. Hamann ist boshaft genug den »kritischen Indifferentismus«, welchen Kant »als eine Wirkung nicht des Leichtsinns, sondern

der gereiften Urtheilskraft unsers Zeitalters« hingestellt hatte, mit einem Wortspiele als *hypokritischen* oder auch politischen zu bezeichnen. Es fehlte Hamann ferner überhaupt an dem Verständnisse für ein philosophisches System. Er sah in Kants Kritik nur die plötzliche Verwandlung der verjährten Metaphysik in ein systematisch geordnetes Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft; und schon die systematische Ordnung war ihm daran zuwider. Von vornherein machte er es jeder Philosophie zum Vorwurfe, dass sie das, was die Natur zusammen gefügt habe, trenne und das, was in der Natur nur getrennt vorhanden sei, vereinige; und fand nun in Kants System »eine gewalthätige unbefugte Scheidung von Sinnlichkeit und Verstand«. Hamann wollte wie überall so auch in der Philosophie den ganzen ungetrennten Menschen wirken sehen. Er tritt an die Philosophie mit dem grinsenden Munde des Mephistopheles heran, der das Ganze als Ganzes erkennen und nicht in die Theile zerlegen will. Dieses Grinsen ist aber nur der lebendigste Ausdruck der Abneigung, den die ganze Sturm- und Drang-Zeit mit Hamann an der Spitze gegen jede spekulative Philosophie hatte.

Weil diese Recension ungedruckt blieb, hatte Hamann die Absicht, die Polemik gegen die natürliche Religion und gegen Kants Kritik in einer Schrift zu vereinigen. Je weiter sich aber der Gedanke bei ihm ausbildete, desto mehr trennten sich beide Gegenstände von einander ab. Es ist auffallend, dass er dadurch nicht auf die innere Unvereinbarkeit beider Themen, respektive auf die Differenz der Berliner Vernunftlehrer mit Kant aufmerksam wurde. Es entstanden also zwei Schriften; die erste ist die Metakritik gegen Kant; die zweite Golgatha und Scheblimini, gegen Mendelssohn gerichtet.

In der »*Metakritik*«, welche auf den Druck berechnet war, benützt Hamann die harmloseren Stellen der unter-

drückten Recension. Er sagt nicht heraus, sondern gibt zu verstehen. So wird gleich in der Einleitung die Meinung ausgesprochen, dass der neue Skepticismus dem ältern Idealismus unendlich viel zu verdanken habe und dass ohne Berkeley Hume nicht der grosse Philosoph geworden wäre, wofür ihn die Kritik aus gleichartiger Dankbarkeit erklärt habe. Vollständig lautet der Gedanke in einem Briefe an Jakobi folgendermassen: »So viel ist gewiss, dass ohne Berkeley kein Hume geworden wäre, wie ohne diesen kein Kant. Es läuft doch alles zuletzt auf Ueberlieferung hinaus, wie alle Abstraktion auf sinnliche Eindrücke«. Und so wird Kant von Hamann auch immer als Wolfianer betrachtet; von einer sich entwickelnden selbstständigen Philosophie Kants ahnt Hamann nichts. Besonders die mathematische Methode, für welche er der Metaphysik ein kaltes Vorurtheil zuschreibt, ist dem unmethodischen Manne verhasst. Auch hier bleibt sein leitender Grundsatz: Vernunft ist Sprache; er fragt nicht sowohl: was ist Vernunft? sondern vielmehr: was ist Sprache? Gleichzeitig erklärt er sich näher an Jakobi: »Hier vermuthe ich den Grund aller Paralogismen und Antinomien, die man der Vernunft zur Last legt; daher kommt es, dass man Wörter für Begriffe und Begriffe für die Dinge selbst hält. In Worten und Begriffen ist keine Existenz möglich, welche blos den Dingen und Sachen zukommt. Kein Genuss ergrübelt sich, und alle Dinge, folglich auch das Ens entium ist zum Genuss da und nicht zur Spekulation. Durch den Baum der Erkenntniss wird uns der Baum des Lebens entzogen«. Wieder fühlen wir uns an Worte des Mephistopheles: »Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein« und »Grün ist des Lebens goldner Baum« gemahnt.

Auch diesmal wurde Hamann von seinem Genius aufgehalten den Angriff auf Kant drucken zu lassen. Seinem Schüler Herder war es vorbehalten mit einer »Metakritik«

gegen Kant aufzutreten und damit allerdings die Unzulänglichkeit des Hamann-Herder'schen Standpunktes in der spekulativen Philosophie darzuthun.

Die zweite der genannten Schriften: »*Golgotha und Scheblimini*«, ist die letzte Schrift, welche Hamann veröffentlicht hat. Sie ist gegen Mendelssohns Jerusalem gerichtet. In dem Preise, welchen Mendelssohn hier der aufklärerischen Regierung Friedrichs II. ertheilt, wollte Hamann nur eine versteckte Anklage gegen das Christenthum sehen. Er war der Meinung, dass man in Berlin bei aller Jesuitenriecherei und Anfeindung des Katholicismus doch nur einen metaphysisch-moralischen Papst statt des römischen in der Mache habe, der seinen Sitz an eben dem Orte haben werde, wo man jetzt so viel Zetergeschrei über den andern erhebe. Die Schrift ist musivisch aus lauter Stellen des Mendelssohn'schen Buches zusammengesetzt und den »Wolfianischen Spitzfindigkeiten« entgegengesetzt. Goethe preist sich in einem Briefe an die Frau von Stein glücklich, die Ideen eines so einzigen Kopfes bis auf einen gewissen Punkt verstehen zu können, und diese feuilles Sibyllines machten ihm viel Vergnügen. Aber auch er konnte das erste Mal nicht immer folgen und musste Mendelssohns Schrift wieder lesen, um Hamann besser zu verstehen. Hamann selbst verstand zwei Jahre nach ihrem Erscheinen seine eigene Schrift nicht mehr und musste sich die Stellen aus Mendelssohn am Rande aufzeichnen. Für uns vollends ist die Lektüre dieser Schrift eine mühevollende Arbeit. Auch hier betrachtet Hamann Staat, Religion und Gewissensfreiheit zuerst als drei *Wörter*; seinem Grundsatz getreu: Vernunft ist Sprache! Auch hier sucht er die logischen Irrthümer Mendelssohns aus dem »Schlangengetrug der Sprache« zu erklären: »Vernunft und Sprache sind also das innere und äussere Band aller Geselligkeit und durch eine Scheidung oder Trennung

desjenigen, was die Natur zusammengefügt hat, wird Glauben und Treue aufgehoben, Lüge und Trug, Schande und Laster zu Mitteln der Glückseligkeit gefirmelt und gestempelt«. . . . »Der Missbrauch der Sprache und ihres natürlichen Zeugnisses ist also der grösste Meineid und macht den Uebertreter dieses ersten Gesetzes der Vernunft und ihrer Gerechtigkeit zum ärgsten Menschenfeinde, Hochverräther und Widersacher deutscher Aufrichtigkeit und Redlichkeit, worauf unsere Würde und Glückseligkeit beruht.«

Ungefähr gleichzeitig als Hamann Mendelssohn zum Atheisten machte und ihn mit den citirten Ehrentiteln belehnte, machte Jakobi Lessing zum Spinozisten und Spinoza zum Atheisten. Jetzt entbrannte in Schrift und Gegenschrift der Kampf gegen die Aufklärung. So wenig Goethe mit Jakobi Spinoza für einen Atheisten gelten lassen wollte, so wenig Kant mit Jakobis »Spinozabüchlein« zufrieden war: gegen die Aufklärung standen sie alle, Kant, Goethe, Jakobi, Hamann, Lavater, Claudius für einen Mann. Nach dem Erscheinen seiner Vorlesungen über das Dasein Gottes, gegen welche Kant schreiben wollte und auch Goethe viel auf dem Herzen hatte, starb Mendelssohn. In der weicheren Stimmung, in welche Hamann durch Mendelssohns Tod versetzt wurde, redete er sich ein, dass es ihm doch noch gelungen sein würde, Moses auf seine Seite zu ziehen; ja dass Moses, wenn die Todten noch an menschlichen Händeln Antheil nähmen, mit ihm mehr als mit seinen dummen Bewunderern übereinstimmen würde. Aber gar bald erkannte er das mit Recht als eine leere Einbildung und wollte keinen seiner Vorwürfe gegen Mendelssohn zurücknehmen.

»Golgatha und Scheblimini« war in der Allgemeinen deutschen Bibliothek von Eberhard recensirt worden. Hamann hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er darauf geschwiegen hätte. Krank und ohne Stimmung beginnt er eine Gegenschrift, den »*fliegenden Brief*«. Die Arbeit

